

Ein Ausflug nach Britisch - Columbien im Jahre 1858.

Von Dr. Carl Friesach.

Am 26. August 1858 traf ich, in Begleitung eines Reisegefährten Herrn Vaudrey, eines englischen Touristen, von einem Ausfluge nach den Dalles des Columbia zurückkehrend, zum dritten Male zu Portland ein, in der Absicht, sobald als möglich die Rückreise nach Californien anzutreten. In Portland fanden wir die ganze Bevölkerung in grösster Aufregung ob der so eben aus den neuentdeckten Goldfeldern am Fraserflusse eingelaufenen Nachrichten, welche den alleinigen Gesprächsstoff bildeten. Es war daher kein Wunder, dass auch in uns der Wunsch rege wurde, einen Blick in das von Portland aus in wenigen Tagen zu erreichende, bisher fast unbekante Wunderland zu werfen, und uns das Treiben der Goldwäscher in der Nähe anzusehen. Hierzu boten sich uns zwei Wege dar: der Wasserweg durch die Columbia-Mündung, oder der Landweg quer durch das Washington - Gebiet an den Puget-Sund und dann zu Schiff nach der Bellingham-Bai oder Fraser-Mündung. Ersterer wäre allerdings der bequemere und kürzere gewesen; aber da wir an dem Grundsätze festhielten, nie ohne Nöthigung den nämlichen Weg zweimal zu machen, und überdies keine Lust hatten, die gefährliche Barre an der Mündung des Columbia noch einmal zu passiren, entschieden wir uns nach kurzem Schwanken, für den Landweg.

Den kurzen Aufenthalt in Portland benützte ich zur Vor-
nahme einer genauen Ortsbestimmung und zu magnetischen Beobachtungen. Ausserdem trieb ich mich viel im nahen Walde umher, und brachte von diesen Ausflügen gewöhnlich einige wilde Tauben und graue Eichhörnchen als Bente heim. Das

oregonische Eichhorn hat fast die Grösse eines Kaninchens, und ist wegen seines zarten Fleisches ein sehr beliebtes Wildpret. An Baumstämmen bemerkte ich häufig das kleine, vierstreifige Erd-eichhörnchen (*Tamias quadrivittatus*), das noch flinker als das Eichhorn klettert. Im Gestrüpp jagte ich einige Male grosse Ketten von Waldhühnern auf. Dieselben sind weiss und braun gesprenkelt, unserem Schneehuhne ähnlich, aber grösser, und heissen hier Grouse.

Die Jagd ist in Oregon noch ergiebiger als in Kalifornien. Bei der geringen Schonung, welche der Amerikaner dem Wilde angedeihen lässt, dürfte aber dieser Zustand nicht lange dauern, und zwar um so weniger, als der in Europa Wald und Felder bevölkernde, schwer auszurottende Feldhase, in Amerika nicht vorkommt. Es ist eine bekannte Sache, dass in Amerika das Wild rasch aus der Nähe der Ansiedlungen verschwindet und sich in die weit ausgedehnten Wälder und Steppen flüchtet. Wer eine ergiebige Jagd mitmachen will, schliesst sich daher meistens einer Järgergesellschaft an, und streift mit derselben wochenlang im Walde umher. Mancher leidenschaftliche Jäger zimmert sich wohl auch mitten im Walde eine Hütte und verbringt daselbst allein die ganze wärmere Jahreszeit, nur gelegentlich das nächste Städtchen besuchend, um seine Jagdausbeute zu verkaufen. Dem Reisenden wird seitens des Jägers jederzeit die gastfreundlichste Aufnahme zu Theil. Die Hütte bleibt immer offen stehen, und es ist landesüblich, auch in Abwesenheit des Besitzers darin zu nächtigen und sich der Lebensmittelvorräthe zu bedienen. Beim Weggehen pflegt man in einem solchen Falle ein Aequivalent in Geld zurückzulassen.

Einmal begegnete mir im Walde ein Jäger, der mich aufforderte, ihm zu einem sumpfigen toden Arme des Willamette zu folgen, um Enten zu schiessen. Als wir von einer Anhöhe aus des Sumpfes ansichtig wurden, war derselbe in seiner ganzen Ausdehnung dicht mit Wasservögeln bedeckt. Wir drangen nun vorsichtig durch das Gebüsch vorwärts und waren bereits den Enten ungefähr auf 100 Schritte unbemerkt nahe gekommen, als mein Begleiter den Unfall hatte, über einen gefällten Baumstamm zu fallen, wobei sein Gewehr sich entlud. Auf den Knall flog der ganze Schwarm davon. Die zwischen dem Sumpfe und der

Stadt sich ausdehnende feuchte Wiese beherbergt eine grosse Menge schwarzer, auf dem Rücken mit zwei rothen Streifen gezeichneter Nattern, welche sich im Grase so schnell fortbewegen, dass man ihnen nur schwer zu folgen vermag. Werden sie eingeholt, so halten sie an und machen Miene, sich zur Wehre zu setzen.

Wenn ich von meinen Waldspaziergängen in der Mittags-hitze heimkehrte, war ich meistens geneigt, ein Schwimmbad zu nehmen, ein Vergnügen, das ich in San Francisco wegen des den ganzen Sommer hindurch dort wehenden eisigen Nordwindes, und der selten 12° R. erreichenden Temperatur des Wassers niemals haben konnte, das ich aber in dem grünen, durchsichtigen Wasser des Willamette im vollsten Masse genass.

Am 30. um 8 Uhr Früh traten wir am Bord der „Senorita“ die Weiterreise an. Nach kurzem Aufenthalte zu Fort Vancouver ging es den Columbia hinab. Unterwegs gerieth ein kleines Boot, das wir am Schlepptau hatten, durch die aus dem Schornsteine herabfallenden glühenden Kohlenstückchen in Brand, was aber erst bemerkt wurde, als das Boot sammt den darin befindlichen Rudern zum grössten Theile verkohlt war. In der Station Rainier wurde Brennholz eingenommen, was einen anderthalbstündigen Aufenthalt verursachte, worauf wir in den Cowlitz einliefen, welcher Rainier gegenüber, sich in den Columbia ergiesst. Wenige Minuten später stiegen wir am rechten Ufer zu Monticello, $\frac{1}{2}$ geogr. Meile oberhalb der Mündung, an's Land. Ich hatte niemals eine billigere Fahrt gemacht. Für die siebenstündige Reise, Frühstück und ein sehr gutes Mittagessen mit eingerechnet, betrug der Preis nur 1 Dollar. Diese beispiellose Wohlfeilheit erklärte sich aus dem Umstande, dass die „Senorita“ zu einer Opposition-line gehörte. So nennt man in Amerika eine Dampferlinie, welche ihre Nebenbuhlerinnen dadurch, dass sie die Passagiere um unmässig billige Fahrpreise befördert, zu ruiniren trachtet. Das reisende Publikum gewinnt bei diesem Manöver nur momentan, denn wenn es gelingt, die anderen Dampfschiff-Gesellschaften zur Einstellung ihrer Fahrten zu zwingen, so gehen die Preise sogleich wieder in die Höhe. Von Monticello aus wird die Reise nach Olympia gewöhnlich auf flach gebauten Ruderbooten bis zur Station Upper-Landing fortgesetzt. Da aber kein

Boot in Bereitschaft war und das Gasthaus zu Monticello nicht sehr einladend aussah, unser Gepäck aber nicht anders als zu Wasser fortzuschaffen war, liessen wir uns von einem unserer Reisegefährten, dessen Ziel gleichfalls Olympia war, bereden, das Gepäck dem Wirthe zur Weiterbeförderung zu überlassen, und die ganze Strecke bis Olympia zu Pferde zurückzulegen. Nach kurzem Aufenthalte machten wir uns auf den Weg und trabten auf sehr gutem, ebenem Wege über eine Stunde lang längs dem Flusse fort, worauf wir links in den Wald einbogen, aus welchem wir erst nach Sonnenuntergang auf einen freien Platz gelangten, wo ein einzelnes Farmerhaus, einem Herrn Chapman gehörig, stand. Da kurz vorher einige vom Fraserflusse heimkehrende Goldwäscher eingetroffen waren, verdaukten wir es nur unserem Reisegefährten Herrn M'Fadden, der als Oberrichter (Chief justice) des Washington-Gebietes im ganzen Lande bekannt war, dass wir noch Aufnahme fanden. Beim Abendessen herrschte eine sehr lebhaft Conversation. Der Chief justice, ein redseliger Irländer eröffnete dieselbe, indem er manche interessanten Fälle aus seiner Gerichtspraxis zum Besten gab. Darauf fiel das Gespräch auf das unvermeidliche Thema vom Goldwaschen, wobei es auch bis zum Auseinandergehen der Gesellschaft blieb. Einer der anwesenden Gäste zeigte einige Unzen von ihm gewaschenen Goldes vor, das aus lauter schuppenartigen, dünnen Blättchen von einigen Linien Durchmesser bestand.

Am 31. August waren wir schon frühzeitig reisefertig und machten uns um 6 Uhr auf den Weg. Derselbe führte fast ununterbrochen durch hochstämmigen Wald. Die Waldvegetation erinnert in mancher Beziehung an diejenige unserer Alpen, mit dem Unterschiede jedoch, dass hier im fernen Westen, wo die Axt erst seit wenigen Jahren thätig ist, die Bäume wahrhaft riesige Dimensionen zeigen. Es ist keineswegs eine Uebertreibung, wenn ich sage, dass 5 bis 8 Fuss Durchmesser und 200 Fuss Höhe im oregon'schen Walde nur einen Baum von mittlerer Grösse ausmachen. Der Wald besteht zum grössten Theile aus Nadelholz vom Geschlechte der Tannen; namentlich *Prinus Douglasii* und *Canadensis*. Ausserdem finden sich mehrere Arten der Familien *Taxodium*, *Juniperus*, *Thuja* und *Sequoia* und riesige Cypressen, darunter *Cupressus thyoides*, einer der stattlichsten

Waldbäume, von den Amerikanern „weisse Ceder“ genannt. Die californische Riesenkiefer (*Sequoia gigantea*) habe ich in Flussgebiete des Columbia nirgends gesehen. Wie es scheint, ist dieselbe nur auf den westlichen Abhang der Sierra Nevada beschränkt. Laubholz, als Birken, Weiden, Ahorne, Eichen ist gleichfalls nicht selten; doch bildet es nirgends grössere Waldbestände, sondern kommt entweder zerstreut im Nadelwalde vor, oder unterbricht, indem es in kleinen Gruppen auftritt, die Einförmigkeit der grossen, hier Prairien genannten Waldblössen. Letzteres gilt namentlich von den Eichen, wovon mehrere Arten, sämmtlich Bäume von ungeheurer Grösse, im Lande einheimisch sind. In der Nähe des Columbia sind oft Stamm und Aeste von einer Art Waldrebe umwickelt, welche zur Erzeugung von Schnüren und Körben benutzt wird. Das Unterholz ist im ebenen Lande nicht sehr dicht, und besteht zum grossen Theile aus essbare Beeren tragenden Sträuchern. Unter diesen fiel mir besonders die Oregon-Traube (*oregon grape*) auf, welche, obgleich nur einige Zoll hoch, doch hinsichtlich der Gestalt des Blattes und der Frucht, mit dem Weinstocke viel Aehnlichkeit hat. Auch der Geschmack der Frucht ist demjenigen der Weinbeere ähnlich. Stellenweise ist der Waldboden dicht mit hohen Farnkräutern bedeckt.

Ungefähr um Mittag gelangten wir wieder an den Cowlitz, den wir mittels einer Seilfähre übersetzten, worauf wir in der Hütte des Fährmannes kurze Rast hielten. Da der Weg durch den Wald leicht zu verfehlen ist, gab uns der Fährmann einen Indianer als Wegweiser mit, der aber zu diesem Amte so wenig geeignet war, dass er uns, ich weiss nicht ob aus Dummheit oder Bosheit, irre führte. Glücklicherweise besass der Obrichter, der den Weg schon einmal gemacht hatte, ein besseres Ortsgedächtniss und fand sich bald zurecht, worauf wir den Führer fortjagten, und ohne weitere Schwierigkeiten nach zwei Stunden, Upper Landing gegenüber, wieder den Fluss erreichten. Das Wasser schien tief und war überdies so reissend, dass wir es nicht wagten, den Fluss zu Pferde zu überschreiten, und darum hinüber riefen, man möge uns einen Kahn schicken. Anstatt dessen kam ein Mann zu Pferde herüber und zeigte uns eine nicht leicht zu entdeckende Furt. Während des Mittagmahles trafen wir die

nöthigen Anstalten zur Weiterbeförderung unseres noch nicht angelangten Gepäcks, und setzten dann auf frischen Pferden die Reise fort. Wir hatten nun einen guten, ebenen Fahrweg vor uns, auf welchem wir zwei Stunden im Trabe reitend, nach 7 Uhr eine wohl $\frac{1}{4}$ Quadratmeile umfassende Präirie erreichten. Am Ausgange des Waldes überraschte uns der imposante Anblick des Cascadengebirges mit den weit herab mit Eis bedeckten Vulkanen Mt. St. Helens und Mt. Rainier. In der Dämmerung stiegen wir auf der Farm eines Engländers, Namens Jackson ab, der schon 1833 nach Amerika auswanderte und seit 1844 im Washington-Gebiete ansässig ist, wo er jetzt zu den bedeutendsten Grundbesitzern gehört und das Amt eines Sheriff bekleidet. Nach seiner Ansicht sind die grossen völlig ebenen Waldblössen zwischen dem Columbia und dem Puget-Sunde in hohem Grade für den Ackerbau geeignet; doch fehlt es bis jetzt an Händen zur Bestellung der Felder. Wie mir Jackson erzählte, hatte der Mt. St. Helens im Jahre 1854 aus einem von der Farm aus mit unbewaffnetem Auge deutlich wahrnehmbaren Seitenkrater, einen mehrere Wochen dauernden Ausbruch mit reichlichem Lavaergüsse.

Den 1. September ging unser Weg grösstentheils über ebenes, fruchtbares Prairieland, in welchem stellenweise kleine Waldinseln vorkommen. Das Land ist hier noch sehr spärlich bewohnt. Auf der 15 geogr. Meilen langen Strecke von Monticello bis Olympia befindet sich nicht eine Ortschaft, sondern nur vereinzelt stehende Farms, in Abständen von 1 bis 2 Meilen. Obgleich dieser Zustand den wilden Indianerhorden eine günstige Gelegenheit zu Ueberfällen bietet, sind gerade hier die weissen Ansiedler seit Jahren völlig unbelästigt geblieben. Im Laufe des Tages überschritten wir einige kleine Flüsse, wie den Chehalis und nahe der Einmündung in diesen den Skookemhook. Auf diesem Ritte fiel mir der unvermittelte Gegensatz von Wald und Prairie als eine schwer zu erklärende Eigenthümlichkeit dieses Landes auf. Der den grössten Theil der Ebene bedeckende Wald wird nach verschiedenen Richtungen von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Meile breiten, den üppigsten Graswuchs zeigenden, aber völlig baumlosen Steppenstreifen durchzogen, so dass man den Eindruck erhält, der Wald sei stellenweise von Menschenhänden gelichtet worden, was doch sicher nicht der Fall gewesen ist. Warum sind solche Streifen

vom Waldwuchse verschont geblieben, nachdem doch ihr Boden, wie Anpflanzungsversuche gezeigt haben, den Gedeihen der Bäume keineswegs ungünstig ist? Spät Abends machten wir bei einem einzeln stehenden Posthause am Scatter-creek Halt, und verbrachten daselbst die Nacht.

Der folgende Tag sollte uns endlich an das Ziel unserer Reise, das nur $3\frac{1}{2}$ geogr. Meilen von unserer Nachtstation entfernte Olympia, bringen. Wir waren ungefähr eine Stunde unterwegs, als uns die Postkutsche, eine Art Leiterwagen, einholte, auf welcher wir, zu unserer grössten Befriedigung, das in Cowlitz Landing zurückgelassene Gepäck erblickten. Der Postdienst wird hier in sehr primitiver Art ausgeübt. Wenn der Wagen an der Einmündung eines nach einer benachbarten Farm führenden Weges vorbeiführt, werden die dahin bestimmten Pakete in einer wasserdichten Umhüllung aus dem Wagen geworfen und bleiben auf dem Wege liegen, bis sie von dem Adressaten abgeholt werden. Auf halbem Wege erreichten wir die Robinson's Prairie, die wegen ihres wellenförmigen Bodens für eine grosse Naturmerkwürdigkeit gilt. Der Boden bildet hier Tausende ganz symmetrische und in gleichen Abständen von einander befindliche kleine Erhöhungen von der Gestalt von Maulwurfshügeln, aber 4 bis 5 Fuss hoch und 2 bis 3 Klafter im Durchmesser haltend. Diese sonderbare Wellenform dehnt sich über einen Flächenraum von einigen englischen Quadratmeilen aus, und verliert sich allmählig im angrenzenden Walde. Mittags erreichten wir den ziemlich wasserreichen Shute-River, über welchen eine hölzerne Brücke führt. Nächst derselben bildet der Fluss zwei kleine Fälle und ist eine Sägemühle angelegt. An dieser Stelle endet die Prairie und führt der Weg durch einen dunklen Nadelwald, den wir nicht eher verliessen, als bis wir uns bereits in der Hauptstrasse von Olympia befanden.

Dieses kleine, kürzlich zur Hauptstadt des Washington-Gebietes erhobene, kaum 800 Einwohner zählende Städtchen liegt in $46^{\circ} 22'$ nördl. Breite und $122^{\circ} 50'$ westl. Länge von Greenwich auf einer in den Puget-Sund vorspringenden Landzunge, unweit der Mündung des Shute-River. Die günstige Lage am Sunde und die bequeme Verbindung mit dem Columbia, der Vancouver-Insel und der neuen Goldregion wird Olympia wohl zu einem raschen

Aufschwunge verhelfen. In diesem Augenblicke sieht es allerdings noch etwas wild aus; denn das Lichten des Waldes geht bei der riesigen Grösse der Bäume nur langsam von Statten. Uebrigens ist, in dem kurzen Zeitraume eines Jahres, schon mehr für den Fortschritt gethan worden, als bei einer minder energischen Bevölkerung vielleicht in hundert Jahren geschehen wäre. Der Amerikaner bringt überall hin seine zahlreichen Bedürfnisse und seinen Unternehmungsgeist mit. Dadurch füllen sich die kaum entstandenen Ortschaften in unglaublich kurzer Zeit mit Handwerkern aller Art; es werden Gasthäuser, Kirchen, Schulen erbaut, Waarenlager, Druckereien, Mühlen u. s. w. angelegt, und nach 3–4 Jahren fällt es einem schwer, zu glauben, dass, an der Stelle einer mit allen Gegenständen der Bequemlichkeit und des Luxus versehenen Stadt, noch vor Kurzem der Urwald gestanden habe. Hievon gibt Olympia schon jetzt ein auffallendes Zeugniss. Der Boden senkt sich gegen das Meer hin so unmerklich, dass die zu beiden Seiten der bereits erwähnten Landzunge in das Land eindringenden Buchten, sowie das Bett des Shute-River, zur Zeit der Ebbe, sich in einen blossen Sumpf verwandeln, worin sich Tausende von kleinen Krabben aufhalten. Aus diesem Grunde mussten die Schiffe noch vor Kurzem in beträchtlicher Entfernung vom Lande vor Anker gehen. Diesem Uebelstande ward aber schon, durch Erbauung eines über 40 Klafter langen Werftes, an welchem die grössten Dampfer anlegen können, abgeholfen. In den Strassen Olympias sah ich eine Menge im Gesichte roth und gelb bemalte, hässliche Indianerweiber, an denen mir besonders ihre plattgedrückten Schädel auffielen. Wie ich mich hier überzeugte, ist diese Kopfform keineswegs ein natürliches Racenmerkmal, sondern wird künstlich hervorgebracht, indem die Mütter den neugeborenen Kindern den Kopf zwischen zwei dünnen Brettchen, wovon das eine auf der Stirne, das andere am Hinterkopfe angebracht ist, zusammenschnüren. In Folge dieser Behandlung wird die Ausbildung der Stirne und des Hinterkopfes gehindert und kann der Schädel nur nach oben und in die Breite wachsen. Auf die geistigen Fähigkeiten scheint der Zwang, der hiedurch auf das Gehirn ausgeübt wird, sonderbar genug, keinen Einfluss zu haben; denn die Indianer mit plattgedrückten Köpfen unterscheiden sich in dieser Beziehung nicht von den übrigen. Diese Verunstaltung ist

von den darnach benannten Flachköpfen (Flatheads) in der Absicht eingeführt worden, ihrem Stamme, zur Unterscheidung von allen anderen, ein bleibendes Kennzeichen aufzudrücken, fand aber bald bei sämtlichen um den Golf von Georgien wohnenden Indianerstämmen Eingang. Die Flachköpfe haben seitdem die abscheuliche Sitte wieder aufgegeben.

Nach einem Abend-Spaziergange durch das fast ringsum vom Walde eingeschlossene Städtchen besuchten wir unseren Chief-Justice, bei welchem sich auch bald der Vice-Gouverneur des Washington-Gebietes nebst einigen anderen Honoratioren einfand. Der Gouverneur, der uns als General M. vorgestellt wurde, machte mir den Eindruck eines beschränkten und gemeinen Menschen. Er warf sich ohne Umstände mit seinen kothigen Stiefeln auf das Bett des Obergerichters, das er mit der Asche seiner Cigarre beschmutzte, spukte wohl auch zuweilen über den ihm zunächst Sitzenden hinüber und mischte sich nur wenig in das Gespräch, Die übrigen Anwesenden waren theils Farmer, theils Kaufleute, redeten einander aber immer mit den Titeln General und Oberst an. Das Titelwesen, wie es in Oregon und dem Washington-Gebiete existirt, würde selbst unseren deutschen Kleinstädtern zur Ehre reichen. Selbst Stiefelputzer und Aufwärter hörte ich nicht selten mit den Titeln Major oder Colonel anreden. Den militärischen Titulaturen liegt allerdings meistens der Rang zu Grunde, den der so Angeredete in der Miliz einnimmt. Man begnügt sich aber nicht bloß mit diesen, sondern gebraucht auch die Benennungen von Civilämtern, wie Doctor, Judge etc. als blosse Höflichkeitsformeln. Trotz meiner Bemühung zu erfahren, was den Anspruch auf solche Titel begründe, konnte ich darüber keine befriedigende Auskunft erhalten. Der Obergerichter lud uns ein, der auf den 4. angesetzten Eröffnung der Assisen beizuwohnen, was wir jedoch bei dem Umstande, dass so eben ein Dampfer zur Abfahrt nach Victoria bereit im Hafen lag, und unsere Reise in das britische Gebiet, in Anbetracht der vorgerückten Jahreszeit, keinen Aufschub litt, nicht annehmen konnten.

Am 3. September, 5 Uhr Nachmittags, verliessen wir bei herrlichem Wetter und spiegelglatter See, den Hafen von Olympia, und befanden uns bald darauf in einem engen, gewundenen Canale zwischen der zerrissenen Küste und den dieselben begleitenden

Inseln des Puget-Sundes. Diese Inseln ragen nur wenig über die Wasserfläche empor und sind durchaus dicht bewaldet. Sobald wir aus der engen Strasse in ein weiteres Becken gelangten, wurde zur Rechten ein Stück der Cascadenkette mit dem M. Rainier sichtbar, während links der beschneite, über 8000 F. hohe Olymp, eine massenhafte vulkanische Erhebung zwischen dem Ocean und dem Puget-Sunde über den Baumspitzen erschien. Landschaftlicher Charakter und Vegetation erinnerten mich hier lebhaft an den Chiloe-Archipel im südlichen Chile. Um 7 Uhr hielten wir vor Steilacoom, einer kleinen, von einem Fort beschützten Niederlassung nächst einer indianischen Begräbnisstätte. Obgleich es nun dunkel wurde, hob sich das Wasser von dem tief schwarz erscheinenden Ufer so deutlich ab, dass die Fahrt durch den engen Canal gefahrlos fortgesetzt werden konnte. Es war eine herrliche, sternhelle Nacht, ausgezeichnet durch zahlreiche in der Richtung von Nord nach Süd ziehende Sternschnuppen. Auch das Meerleuchten zeigte sich in seltener Intensität, aber ganz anders, als ich es in den tropischen Meeren allnächtlich zu sehen gewohnt war. Bei dem gewöhnlichen Meeresleuchten zeigen sich im Wasser zahlreiche leuchtende Punkte, deren Glanz meistens schnell verlischt. Diese Erscheinung rührt von Quallen und anderen Seethieren, welche die Eigenthümlichkeit haben, wenn sie beunruhigt oder verletzt werden, zu leuchten, und zeigt sich meistens am auffallendsten im Kielwasser schnell segelnder Schiffe. Hier schien aber die ganze Wassermasse in gleichem Masse das Leuchtvermögen zu besitzen und bedurfte es nur der Bewegung, um des Lichtphänomen hervorzurufen. Am auffallendsten war die Erscheinung am Vordertheile des Schiffes, wo tausende von Lachsen, die um diese Jahreszeit von ihren Laichplätzen in die See zurückkehren, in feurigen Zackenlinien, wie Raketten, nach allen Richtungen umherschossen.

Am 4. September 7 Uhr Früh geriethen wir bei Port Gamble auf den Grund und wurden erst zwei Stunden später mit eintretender Fluth wieder flott. Im Laufe des Tages berührten wir, der Reihe nach, Port Townsend, Whidby's Island, Smith Island, lauter junge, der Nähe der Frasermündung ihre Entstehung verdankende Ansiedlungen. Im Meere bemerkte ich grosse Mengen von Tang und durchsichtigen Quallen. Bis in die Nähe von Widby's Island ist die Küste flach und stark zerrissen. Von da an nordwärts

ändert sich ihr Charakter, und steigt das Ufer, mit sehr steiler Böschung, einige hundert Fuss hoch aus dem Meere auf. Die auf der gauzen Fahrt sichtbare, hier kaum 6 Meilen von der Küste entfernte Cascadenkette ist, auf der fast 30 Meilen langen Strecke, vom St. Rainier bis zum Mt. Baker, mit Schnee bedeckt. In Folge des feuchten Seeklimas reicht die Grenze des ewigen Schnees viel weiter herab, als auf den in derselben geogr. Breite befindlichen Gebirgen Europas; denn sie beginnt auf dem Kamme, schon zwischen 5 und 6000 Fuss Seehöhe, und steigt auf den wiederholt genannten hohen Vulkanen, wohl noch um 1000 Fuss tiefer herab. Auf meinen Wanderungen im westlichen Amerika, die sich vom 41. Grade südlicher bis zum 50. Grade nördlicher Breite erstreckten, hatte ich wiederholt Gelegenheit wahrzunehmen, dass die Höhe der Grenze des ewigen Schnees weit mehr von den Feuchtigkeits-, als von den Temperaturverhältnissen abhängt, und dass das in die meisten geographischen Lehrbücher und Atlasse aufgenommene, die Abhängigkeit der Schneegrenze von der geogr. Breite versinnlichende Schema eben so wenig zulässig ist, wie die von Dove verworfenen Regenkarten. Im Hochlande von Quito, wo es täglich regnet, unter dem Aequator, liegt die Schneegrenze in einer Höhe zwischen 14 und 15,000 Fuss. Mit dem Wachsen der südlichen Breite nimmt die Höhe der Schneegrenze zu, so dass, auf der fast regenlosen Strecke vom 5. bis zum 25. Grade südl. Breite, mancher 18,000 Fuss hohe Berg die Schneelinie nicht erreicht. Im südlichen Chile hingegen, wo die klimatischen Verhältnisse, denen der oregonischen Küste ähnlich sind, liegt die Schneegrenze ungewöhnlich tief. Ich habe den 7000 Fuss hohen Vulkan Osorno, unweit des Busens von Reloncaví (41° südl. Br.) im Spätsommer bis zur halben Höhe herab beschneit gesehen.

Die Nacht des 4. war wieder, wie die vorige, durch prachtvolles Seeleuchten ausgezeichnet. Um Mitternacht gingen wir bei Sehome in der Bellingham-Bai vor Anker.

5. September. Als ich erwachte, war mein Freund Vaudrey schon ans Land gegangen, um das ungefähr 3 engl. M. entfernte Whatcom zu besuchen. Ich machte mich gegen 8 Uhr gleichfalls auf den Weg, und erreichte, indem ich einen Fusspfad längs dem Strande, etwa 20 Klafter über dem Wasser, einschlug, in einer Stunde das erst zwei Monate alte Städtchen. Der grössere Theil

der Einwohner, lauter Männer, lebt bis jetzt nur in Zelten oder unter Bretterdächern. Ich sah viele derselben um abgehaueene Bäume umhersitzen, und darauf, in Ermanglung von Tischen, ihr Frühstück verzehren. Der Ort besteht übrigens nicht allein aus Zelten, sondern hat bereits zwei ziemlich lange Reihen von Häusern, wovon eines sogar aus Backsteinen erbaut ist, aufzuweisen. Whatcom verdankt seine Entstehung dem Umstande, dass von da ein Fusspfad durch den Wald nach dem Fraserflusse führt. Uebrigens ist der Platz zur Anlage einer Hafenstadt sehr ungeschickt gewählt, da das Meer in der ganzen Bucht so seicht ist, dass man, um das Landen grösserer Schiffe zu ermöglichen, Landungsbrücken von mehr als 1 engl. Meile Länge zu erbauen genöthigt ist, eine mühsame und kostspielige Arbeit, die bereits in Angriff genommen wurde. Seitdem aber von dem weiter nördlich gelegenen Semiamoo, einer Ansiedlung noch jüngeren Ursprungs, ein kürzerer Weg nach dem unteren Fraser eröffnet ist, hat Whatcom wenig Aussicht emporzukommen, und dürfte eben so schnell, wie es entstanden, wieder veröden, wofern es nicht durch das kürzlich in der Nähe entdeckte reiche Kohlenlager vor dem drohenden Untergange bewahrt wird. In einen Restaurant-Salon eintretend, traf ich daselbst Vaudrey beim Frühstücke. Indem ich ihm hierin Gesellschaft leistete, konnte ich nicht umhin, den amerikanischen Sinn für Comfort, der in meiner Heimat leider gänzlich fehlt, zu preisen. Ein so gut zubereitetes und so nett servirtes Frühstück hätte ich hier in der Wildniss nicht erwartet. Nach der Mahlzeit machten wir uns auf den Rückweg nach Sehome, und schlugen, zur Abwechslung, einen anderen, durch den Wald führenden Weg ein, auf welchem wir von den herumfliegenden Samen einer 2—3 Fuss hohen, gelb blühenden, zwischen den Bäumen wachsenden Pflanze, die in den Augen ein heftiges Brennen verursachen, stark belästigt wurden. Um Mittag fuhren wir weiter und befanden uns um 5 Uhr vor Semiamoo. Hier kam ein neuer Passagier an Bord, dessen fortwährendes Fluchen und sonstiges rohes Benehmen mir einen unbeschreiblichen Abscheu einflössten. Ogleich er kaum mehr stehen konnte, lud er Jeden der ihm in die Nähe kam, ein, mit ihm ein Glas Schnaps zu trinken. Einmal, als der farbige Aufwärter erst auf sein wiederholtes Rufen erschien, sprang er wüthend auf, packte den erschrockenen Aufwärter an der Kehle,

und drohte ihn zu erwürgen. In der Trunkenheit wäre er wohl im Stande gewesen, seine Drohung auszuführen, hätte ihn nicht einer seiner Freunde durch die Aufforderung zu einem neuen Drink beschwichtigt. Ich wunderte mich nur, dass, weder der Capitän, noch sonst Jemand, sich gegen ein solches Benehmen aufhielt, und hatte wieder einmal Gelegenheit, die amerikanische Geduld anzustauen. Die Begegnung mit derlei Rowdies ist allerdings immer sehr unangenehm. Glücklicherweise räumt aber das amerikanische Gesetz der Nothwehr einen weiten Spielraum ein. Bei meiner Abreise von San Francisco sagte mir ein dortiger Banquier zum Abschied Folgendes: „In der Region der Goldwäschereien am Fraser werden sie es kaum vermeiden können, zuweilen in schlechte Gesellschaft zu gerathen. Sollten sie sich einmal einem Menschen gegenüber befinden, dessen brutales Wesen Sie eine Gewaltthat befürchten lässt, so schiessen Sie ihn, auf die erste Drohung hin, ohne Umstände nieder. Wegen der Folgen eines solchen Schrittes brauchen Sie nicht besorgt zu sein; denn Jeder der Anwesenden wird hezeugen, dass Sie sich im Falle der Nothwehr befunden haben.“ Erst in Gegenwart der besoffenen Rowdy wurde mir die Zweckmässigkeit dieses Rathes einleuchtend. Der Wütherich hatte übrigens das Stadium der Gefährlichkeit schon überschritten, und sank bald bewusstlos vom Stuhle. Wie ich später erfuhr, hatte dieser Mann unlängst einen Mord begangen, befand sich aber, nach amerikanischer Sitte, gegen Erlag einer Geldsumme, bis zum Beginne der Gerichtsverhandlung auf freiem Fusse, und war eben auf dem Wege nach Olympia, um sich dort vor dem Geschwornengerichte zu verantworten. Bezeichnend für die Zustände des Landes ist es, dass er inzwischen für einen Richterposten in Vorschlag gebracht wurde.

Vor Kurzem bezog sich der Name Semiamoo blos auf ein kleines Dorf. Seit der Entdeckung der Goldfelder am Fraser ist aber an dieser Stelle eine bedeutende Ansiedlung entstanden, welche gegenwärtig den wichtigsten Sammelplatz, der nach dem Fraser abgehenden amerikanischen Goldwäscher bildet. Der Ort besteht aus zwei durch eine schmale Bucht getrennten Häusergruppen. Die Seeschiffe können nur an der östlichen, auf dem Rücken des einige Klafter senkrecht aufsteigenden Ufers erbauten Gruppe ankern. Um zu der anderen zu gelangen, welche sich

auf einer flachen weit ins Meer vorspringenden Halbinsel befindet, muss man sich entweder eines flachen Kahnens bedienen oder den viel längeren Landweg einschlagen. Auf dem unlängst durch den Wald gebahnten Wege, gelangt man zu Pferde in 3 Stunden nach Ft. Langley. Wegen der Schwierigkeit, im Dunkel zwischen den zahlreichen Inseln den Weg zu finden, erforderte die nur 34 Seemeilen betragende Ueberfahrt nach der Vancouver-Insel fast zehn Stunden, so dass wir erst am Morgen des 6. mit Tagesanbruch vor Victoria anlangten. Da erst vor wenigen Wochen, ein Schiff in dem seichten Hafeneingange auf den Grund gerathen war, wurde ausserhalb geankert, und mussten die Passagiere in Booten über $\frac{1}{2}$ Stunde weit zum Landungsplatze fahren. Wir stiegen im Hôtel de France, einem noch unvollendeten Gasthause, ab, wo so wenig Raum vorhanden war, dass wir uns gezwungen sahen, den grösseren Theil unseres Gepäcks in einem benachbarten Kaufladen unterzubringen. Nach einem vortrefflichen Frühstücke, das mich mit der mangelhaften Unterkunft einigermassen aussöhnte, machte ich einen Spaziergang durch die Stadt, um mich zu orientiren. Victoria, das sich, gleich den zuvor genannten Orten, im Laufe des Jahres 1858 aus einem Handelsposten der Hudsonsbai-Compagnie zu einem Städtchen von einigen 1000 Einwohnern emporgeschwungen hat, liegt an der südöstlichen Spitze der Vancouver-Insel, auf einer von drei Seiten vom Meere bespülten, hoch aus dem Wasser emporragenden felsigen Halbinsel. Die von Süden her in das Land eindringende Bucht ist so schmal, dass man sie, bei der Einfahrt, für die Mündung eines Flusses anzusehen geneigt ist. Diese Bucht gibt einen sehr sicheren und geräumigen Hafen ab. Es ist nur schade, dass die vorliegende Barre nur Fahrzeugen von geringem Tiefgange das Einlaufen gestattet. Der belebteste Theil der Stadt liegt in der Nähe des Hafens, wo bereits drei breite Gassen bestehen. Mit Ausnahme eines einzigen, sind sämmtliche Häuser aus Holz erbaut, und zwar so zart, dass ein Orcan sicher die ganze Stadt umblasen würde. Noch sind die Gassen ungepflastert, was bei Regenwetter einen bodenlosen Koth zur Folge hat. Am Südennde der Stadt, dem Hôtel de France gegenüber, steht das von einer Pallisadenumzäunung umgebene, mit einem Waarenlager verbundene Fort der Hudsonsbai-Compagnie. Nach der Landseite hin, geht die Stadt in ein Zelt-

lager über. Im Hafen sind schon drei hölzerne Landungsbrücken vollendet. Dieselben sind von Kauflenten erbaut, welche von den anlangenden Schiffen einen Zoll erheben. Die nächste Umgebung der Stadt ist ebener Steppengrund mit vereinzelt stehenden Bäumen. In geringer Entfernung aber beginnt der Wald, welcher den grössten Theil der Insel bedeckt.

Als ich eben überlegte, was ich zunächst anfangen solle, begegnete mir de St. Ours, ein seit Kurzem in Victoria etablierter französischer Kaufmann, mit welchem ich auf der Fahrt von Panama nach St. Francisco bekannt geworden, und theilte mir mit, dass er ein Schiff befrachtet hätte, mit welchem er am nächsten Morgen nach Fort Yale am Fraser abgehen wollte, um dort ein Waarenmagazin zu errichten. Sein Vorschlag, ich möge mich ihm auf diesem Ausfluge anschliessen, kam mir sehr erwünscht, und wurde auch von Vaudrey gern angenommen. Da der „Seabird“ schon mit Tagesanbruch das Werft verlassen sollte, machten wir uns schnell reisefertig und begaben uns Abends, nur mit dem Unentbehrlichsten versehen, an Bord, wo sich bald ein italienischer Chemiker Namens Craveri zu uns gesellte.

Der mir unvergessliche 7. September begann mit einem prachtvollen Morgen. Die ganze Reisegesellschaft, grösstentheils Goldgräber, stand auf dem Verdecke und bewunderte den reizenden Anblick des mit grünen Inseln besäten, ringsum von Schneegebirgen eingerahmten Golfs von Georgien. Gerade als zum Frühstücke geklingelt wurde, füllte sich die Cajüte plötzlich mit erstickendem Rauche. Alles eilte hinaus, die Ursache dieser bedenklichen Erscheinung kennen zu lernen. Der Rauch schien aus dem unteren Schiffsraume zu kommen. Als man, in der Absicht, den Sitz des Feuers zu erforschen, eine Deckplatte am Vordertheile des Hauptdeckes abhob, drangen aus der Oeffnung klafferhohe Flammen und eine dicke schwarze Rauchwolke hervor. Die schnell eingeleiteten Löschversuche erwiesen sich als völlig ungeeignet, dem rasch um sich greifenden Feuer Einhalt zu thun, und es zeigte sich bald, dass an eine Rettung des Schiffes nicht zu denken sei. In den ersten Augenblicken der Bestürzung drängte sich ein Theil der Passagiere gegen die zwei an den Seiten des Schiffes aufgehängten Rettungsboote, wovon übrigens nur das

eine brauchbar war, indem das andere einen Leck von der Grösse eines Kinderkopfes hatte.

Dem Steuermanne gelang es jedoch bald, theils durch gütliches Zureden, theils durch die Drohung, nöthigenfalls von seinem Revolver Gebrauch zu machen, die momentan gefährdete Ordnung herzustellen. Uebrigens trug auch der Anblick des nur wenige Meilen entfernten Landes nicht wenig dazu bei, den gesunkenen Muth der Furchtsamen zu beleben. Sobald ich die Gefahr erkannte, eilte ich in meine Schlafcabine, um meine Habseligkeiten vorderhand in Sicherheit zu bringen. Es war eben die höchste Zeit diess zu thun, denn der Rauch war schon beinahe unerträglich und das von den Flammen ergriffene Holzwerk knisterte so unheimlich, dass man jeden Augenblick den Einsturz der Cabine und des Decks befürchten musste. Ich hatte gerade noch Zeit, meine Waffen, Revolver und Jagdmesser, zu umgürten und meine Umhängtasche, welche, nebst etwas Wäsche und meinem Tagebuche, zwei kostbare Gegenstände, einen Creditbrief und ein Taschen-Chronometer enthielt, auf die Schulter zu nehmen; dann musste ich trachten, in's Freie zu kommen, um in dem Rauche nicht zu ersticken. Ich flüchtete mich sodann, wie die meisten Passagiere, auf einen an der Aussen-seite der Schiffsrand befindlichen Vorsprung, an der dem Winde zugekehrten Backbordseite, wo man von Hitze und Rauch am wenigsten belästigt war, um jeden Augenblick bereit zu sein, in's Wasser zu springen. Dort fand ich auch Vaudrey und Craveri, die sich an den Wanten (Tae, welche die Masten festhalten) anklammerten und mich aufmerksam machten, ihrem Beispiele zu folgen, um nicht durch die bei dem Anpalle an das Land zu erwartende heftige Erschütterung in's Meer geschleudert zu werden. Das Fahrzeug bewegte sich indessen mit grösster Geschwindigkeit vorwärts. Der Maschinist war schon längst gezwungen gewesen, seinen Platz aufzugeben, und die sich selbst überlassene Maschine arbeitete mit einer Hast, als wäre ihr selbst um unsere Rettung zu thun. Sehr glücklich war es, dass der Mann am Steuer seine Stelle behaupten konnte, was er hauptsächlich dem schützenden Schirme verdankte, dessen Glastafeln in Folge der grossen Hitze zwar Sprünge bekamen, aber doch nicht aus den Rahmen herausfielen. Warum diese höchstzweckmässige Vorrichtung auf europäischen Schiffen keinen Eingang findet, ist mir unverständlich. Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr

endlich, nicht ganz eine Viertelstunde nach der Entdeckung des Brandes, rannte das in Flammen stehende Schiff, ohne, wie wir meinten, sogleich in Trümmer zu gehen, indem seine Geschwindigkeit unmittelbar vor dem Auffahren durch das Dahingleiten über eine sandige Barre gemildert wurde, gegen die felsige Küste einer kleinen, unbewohnten Insel, und kam mit der Leeseite gegen einen weit vorspringenden natürlichen Steindamm, wie an eine Landungsbrücke, zu liegen. Die zwei an Bord befindlichen Frauen nebst einem Kinde wurden nun schnell in das taugliche Rettungsboot gebracht, und an's Land geführt. Die übrigen Passagiere hatten selbst für ihre Rettung zu sorgen. Diess hatte seine Schwierigkeiten. Da sämmtliche Passagiere, im Augenblicke des Auffahrens, sich auf der Backbordseite befanden, war es, bei dem Umstande, dass der grösste Theil des Schiffes in Flammen stand, keineswegs leicht, die Steuerbordseite, mit welcher das Schiff am Lande lag, zu erreichen, und Mancher stürzte sich in's Wasser, um schwimmend an's Land zu gelangen. Nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen, sah ich Vaudrey und Craveri, an einer noch nicht vom Feuer ergriffenen Stelle, des Orcandeck erklettern. Indem ich ihnen folgte, gelangte ich ohne Schwierigkeit nach der Leeseite, liess mich dann an den Armen auf den Bordrand herab, und erreichte endlich, durch einen klaftherohen Sprung unversehrt, das Land. Es war schon höchste Zeit zu landen; denn es wäre nicht möglich gewesen, fernere drei Minuten an Bord zu bleiben. Kaum waren wir in Sicherheit, als das ganze Schiff in Flammen aufloderte. Als die Seitenwände einstürzten, zeigte sich zwischen den Flammen die noch immer fortarbeitende Maschine und der roth glühende Dampfkessel. Einige besorgten ein Zerspringen des Kessels und rannten davon. Eine Explosion fand jedoch nicht statt. Als das Feuer die Schlafcabine ergriff, ertönte aus den in grosser Anzahl darin zurückgelassenen Feuerwaffen ein förmliches Lauffeuer. Um 7 Uhr war das ganze Schiff bis an den Wasserspiegel abgebrannt. Es war wirklich wunderbar, dass bei dieser Katastrophe nur zwei Menschenleben verloren gingen. Ob die zwei Vermissten in den Flammen oder in den Wellen ihren Tod fanden, blieb vorderhand unaufgeklärt. Zu den Opfern gehörte auch ein armes Karrenpferd, welches am Vordertheile des Verdecks angebunden, mit dem einstürzenden Bretterboden in den Flammen versank. Von den Speise-

vorräthen und Einrichtungsgegenständen wurde Manches gerettet, darunter ein Wandspiegel, welcher schon aus zwei Schiffbrüchen unversehrt hervorgegangen war. Die Waarenvorräthe im unteren Schiffsraume aber wurden insgesamt ein Raub der Flammen. Wie das Feuer entstanden war, konnte nicht ermittelt werden. Für den Augenblick waren wir wohl geborgen; aber die Aussicht, möglicherweise einige Tage ohne Obdach auf unserer Insel verbringen zu müssen, war nicht verlockend. Das taugliche Rettungsboot wurde sogleich nach bewerkstelligter Landung, mit dem Steuermann und einigen Matrosen bemannt, nach Victoria beordert, um dort Anstalten für die Befreiung der Schiffbrüchigen zu treffen. Auf diesem Boote beruhte zunächst unsere ganze Hoffnung. Das Wetter war glücklicherweise günstig und man durfte darum erwarten, dass die Ueberfahrt nicht mehr als sechs Stunden erfordern würde.

Als die freudige Aufregung ob der glücklichen Rettung sich allmählig legte, drängte sich mir der Gedanke auf, dass es nicht behaglich sein würde, die kommende, wahrscheinlich empfindlich kalte Nacht in meinem dünnen Sommeranzuge im Freien zu verbringen. Erst jetzt erinnerte ich mich, dass ich, in der Eile, die mit Rauch erfüllte Cajüte zu verlassen, ein in einen warmen Kotzen gewickeltes Bündel Kleider, das beim Ausbruche des Feuers im Speisesaal auf einer Bank lag, vergessen hatte. Ich tröstete mich zwar mit dem Gedanken, dass dieser Verlust, selbst am Fraser, leicht zu ersetzen sein dürfte, und dass sich wohl unter den Kleidungsstücken meiner Unglücksgefährten etwas für mich zum Schutze gegen die Kälte würde finden lassen, war aber doch freudig überrascht, als ich das Vermisste, unter den anderen, am Ufer umherliegenden Gegenständen, entdeckte. Wie es sich nun herausstellte, war ich von der ganzen Gesellschaft der einzige, der gar keinen Verlust zu beklagen hatte.

Da wir durch den Brand um das Frühstück gekommen waren, regte sich bald der Hunger, und wir schickten uns an, die geretteten Vorräthe zu verzehren. Wir überlegten gerade, woher wir uns Trinkwasser verschaffen könnten, als aus dem Busch ein hässlicher, gänzlich nackter Indianer trat, nicht wenig überrascht, eine so zahlreiche weisse Gesellschaft anzutreffen. Unsere Geberden richtig deutend, führte er uns durch das Gestrüpp zu einem Tümpel

brackischen Wassers, das aber nur, mit Spirituosen gemischt, zu trinken war.

Ermüdet legte ich mich, nach genossenem Frühstücke im Schatten eines Baumes, auf das Gras und verfiel bald in tiefen Schlaf. Nach drei Stunden weckte mich Vaudrey mit der erfreulichen Nachricht, ein Dampfschiff wäre so eben angelangt. Es war der „Hunt“, dessen Commandant, auf der Ueberfahrt nach der Bellingham-Bai, aus der Ferne die von dem unglücklichen „Seabird“ aufsteigenden Rauchsäulen wahrnehmend, sogleich einen Schiffsbrand vermuthete, und herbeieilte, seine Dienste anzubieten. Der grössere Theil der Reisegesellschaft beschloss, die Fahrt nach dem Fraser an Bord des „Hunt“ fortzusetzen. Nur die Mannschaft des „Seabird“ und einige Kaufleute, die bei dem Brande ihre für die Goldregion bestimmten Waaren eingebüsst hatten, ferner ein Passagier, der von dem Sprunge vom Schiffe auf den felsigen Boden übel zugerichtet war, zogen es vor, auf der Insel zu verbleiben, bis sich eine Gelegenheit zur Rückfahrt nach Victoria ergeben würde. Gegen Mittag nahmen wir von unseren Unglücksgefährten Abschied, und steuerten sofort rasch dem Festlande zu. Um 3 Uhr kamen wir an der Landspitze St. Roberts vorbei, worauf wir bald der Fraser-Mündung ansichtig wurden. Die Küste ist hier ziemlich flach. Erst in einer Entfernung von ungefähr 1 Seemeile vom Meere steigt der Boden zu einer 800 Fuss über der Wasserfläche erhabenen Ebene an. Der gegen das Meer abfallende bewaldete Abhang macht, aus der Ferne gesehen, den Eindruck einer senkrechten Wand. Ueber jener Ebene erhebt sich das Cascadengebirge, in welchem hier der aus einer Lücke in demselben aufsteigende, mit ungeheuren Schneemassen bedeckte Vulkan Mt. Baker das auffallendste Object ist. Dem Festlande gegenüber, schweift der Blick über ein Meer von Inseln, welche im Hintergrunde von dem Olymp und dem Gebirge der Vancouver-Insel überragt werden. An der Mündung ist der Fraser an 300 Klafter breit und hinlänglich tief, um das Einlaufen grösserer Seeschiffe zu gestatten. Die Ufer sind beiderseits mit Pappeln und Nadelbäumen bewachsen. Drei Stunden nach der Einfahrt in die Flussmündung, erreichten wir Fort Langley, ein erst vor zwei Monaten am linken Ufer entstandenes Zeltlager, wo die Schiffe, an dem senkrecht abfallenden sandigen Ufer, wie an einer Landungsbrücke anlegen können. Nur wenige hundert Schritte

davon entfernt, befindet sich, auf einer Anhöhe, ein geräumiges Fort der Hudsonsbai-Compagnie. Dasselbe ist an den vier Ecken seiner Pallisaden-Umzäunung durch thurmartige Blockhäuser befestigt, stark genug, um einem ganzen Heere von Indianern Trotz bieten zu können. Im Inneren befinden sich die Wohnungen der Compagnie-Beauten und ein für die gegenwärtigen Bedürfnisse gut ausgerüstetes Waarenlager.

Dergleichen Forts finden sich im westlichen Nordamerika in grosser Anzahl. Sie werden in der Absicht erbaut, den ersten Ansiedlern Schutz gegen räuberische Ueberfälle der Indianer zu gewähren, verlieren aber oft nach kurzer Zeit diese ursprüngliche Bedeutung, indem die rasche Zunahme der weissen Bevölkerung solche Vertheidigungsanstalten überflüssig macht, und dienen dann nur mehr als sichere Magazine. Häufig bilden solche Forts die Keime später sich entwickelnder Städte.

In der Absicht, nach den Anstrengungen des Tages, uns einer längeren Nachtruhe zu erfreuen, übersiedelten wir, bei der Ankunft zu St. Langley, sogleich an Bord der Umatilla, welche in den ersten Morgenstunden nach Ft. Hope abgehen sollte. Das Schiff gehörte aber keineswegs zu den bequem ausgestatteten. Es waren darin nicht nur keine Schlafkammern vorhanden, sondern es fehlte auch an Matratzen und Decken, und der Cajütenboden war derart mit Kohlenstaub bedeckt, dass man sich nicht niederlegen konnte, ohne sich zu beschmutzen. Ueberdiess waren die Passagiere — fast lauter Goldgräber, so zahlreich, dass es nicht leicht war eine Schlafstelle zu finden. In dieser Verlegenheit legten uns de St. Ours und ich auf den Speisetisch, Craveri unter denselben; Vaudrey aber, der für einen Weltreisenden, im Punkte der Reinlichkeit allzu strenge Grundsätze hat, zog es vor, die ganze Nacht auf einer Bank sitzend zuzubringen. Zwischen 9 und 11 Uhr war ein heller Nordlichtschimmer wahrzunehmen.

Am folgenden Morgen wurden wir schon frühzeitig durch das Getöse des Dampfkessels geweckt; die Abfahrt verzögerte sich aber, wegen des dicken Nebels bis 8 Uhr, worauf wir bei empfindlicher Kälte, ziemlich rasch vorwärts kamen. Später verschwand der Nebel auch von den Bergen, und gestattete uns den grossartigen Anblick der kaum $\frac{1}{2}$ geogr. Meile vor uns befindlichen Cascadenkette mit ihren seltsam gezackten Hörnern und

dem eisgepanzerten Mt. Baker. Um 10 Uhr erreichten wir das Gebirge, und nun folgten in raschem Wechsel die wundervollsten Gebirgslandschaften. Der Fluss ist meistens zwischen mehr als 1000 Fuss hohen, steilen Wänden eingeeengt und drängt sich in vielfachen Windungen zwischen den Felsen hindurch. Die mit hochstämmigem Walde bedeckten Berge ragen häufig über die Schneelinie hinaus, und sind die höheren Kuppen mit Gletschern bedeckt, deren einige in Schluchten, bis in die Nähe des Flusses herabsteigen. Im Laufe des Nachmittags legten wir, in Folge der heftigen Strömung, nur eine geringe Strecke zurück, ein Uebelstand, der um so grösser wurde, je mehr wir uns unserem Ziele näherten. Gegen Abend liefen wir an einer Stelle, wo der Fluss einen halbkreisförmigen Bogen macht, im Angesichte eines imposanten Gletscherberges, an's Land, um daselbst über Nacht zu bleiben. Einige der Mitreisenden, die es kaum erwarten konnten, Gold zu sehen, begannen sogleich den Ufersand zu untersuchen, und waren nicht wenig enttäuscht, als sich auch nicht ein Körnlein in der Pfanne vorfand. Während sie noch mit dieser Arbeit beschäftigt waren, kamen einige Indianer in Kähnen den Strom herab, deren dürftige Kleidung bei dem windigen kalten Wetter — sie waren blos in wollene Decken gehüllt, die ihnen beim Rudern von den Schultern fielen — in hohem Grade unser Mitleid erregte.

Am 9. September setzten wir uns mit Tagesanbruch in Bewegung. Es war ein kalter, heiterer Morgen; aber ein glücklicher Weise in der Richtung unserer Fahrt blasender, heftiger Sturm, verbunden mit einem dichten Funkenregen aus dem Schornsteine, wodurch unsere Hüte und Kleider in kurzer Zeit durchlöchert wurden, liess uns die herrlichen Landschaften an beiden Ufern nur wenig geniessen. Allmählig belebte sich der Fluss. Am Ufer wechselten Indianer-Wigwams mit den Zelten der Goldgräber, welche letztere wir vornehmlich auf manchen Sandbänken in grosser Anzahl antrafen. Um 8 Uhr befanden wir uns nur 200 Schritte vom Landungsplatze zu Ft. Hope entfernt; aber die starke Strömung des zwischen Felsen eingeeengten Flusses war so bedeutend, dass unsere Umatilla, trotz Anwendung des Maximums der Dampfkraft, eine volle halbe Stunde benöthigte, um diese kurze Strecke zurückzulegen. Ft. Hope ist ein Zeltlager

von einigen hundert Einwohnern, am linken des Fraser, zwischen hohen, theilweise mit Schnee bedeckten Bergen, wild romantisch gelegen. Der ganze Thalgrund ist dicht bewaldet und wird von zwei wasserreichen Bächen, welche in der Nähe des Ortes sich in den Fraser ergiessen, durchschnitten. An das Zeltlager stösst ein Fort, das gerade dem auf einer Inspectionsreise nach dem oberen Fraser begriffenen Gouverneur der Vancouver-Insel, Sir Douglas zum Aufenthalte diente. Nahe dabei befindet sich eine bedeutende Indianer-Niederlassung. Obgleich weder der Hunt noch die Umatilla der Gesellschaft des verunglückten Seabird angehörte, wurden die Schiffbrüchigen für ihre in Victoria gelösten Fahrkarten, bis Ft. Hope befördert. In solchen Dingen ist man in Amerika dem Reisepublikum gegenüber sehr rücksichtsvoll. Ans Land gestiegen, machten wir zunächst dem Gouverneur unsere Aufwartung. Als derselbe hörte, dass wir unserem Besuche des Fraserflusses höchstens 3 bis 4 Tage zu opfern gesonnen wären, empfahl er uns, jedenfalls Ft. Yale zu besuchen, und wo möglich bis zum „grand Canon“ (richtiger Cañon) vorzudringen, worauf er uns einige Zeilen an den Commandanten von Ft. Yale übergab. Wir trafen sogleich Anstalten zur Fortsetzung der Reise. Man hatte uns gerathen, uns zur Fahrt stromaufwärts eines Indianerkahns zu bedienen, weil die Eingeborenen wegen ihrer Gewandtheit im Rudern und wegen ihrer genauen Bekanntschaft mit dem gefährlichen Strome, bei weitem die verlässlichsten Führer wären. Da es uns aber leider nicht gelang, zu dem genannten Zwecke Indianer aufzutreiben, mussten wir uns endlich amerikanischen Bootsleuten anvertrauen. Auf der nun folgenden Stromfahrt hatten wir mancherlei Mühseligkeiten auszustehen. Erstlich sassen wir sehr unbequem. Das Boot konnte allerdings 8—10 Personen bequem fassen, und wir waren, mit Einfluss der beiden Bootsleute, nur unser sechs; aber ein nach Ft. Yale zu schaffender Schmiedeblasebalg nahm einen grossen Theil des Schiffes ein. Zudem erforderte es die grösste Anstrengung, gegen den reissenden Strom zu fahren. Besonders hinderlich war uns hier, dass Vaudrey und Craveri die Ruder nicht zu führen wussten, und sonach zu unserem Vorwärtskommen nichts beitragen konnten. Wir hielten uns anfangs nahe ans linke Ufer, wo der Zug des Wassers nicht sehr fühlbar war, und legten in der ersten Stunde eine ziemlich

ansehnliche Strecke zurück, obgleich wir den übrigen besser bemannten und keine unthätigen Passagiere enthaltenden Booten nicht folgen konnten. Bald aber erreichten wir eine Krümmung des Flusses, wo die Strömung so heftig war, dass unser Rudern nicht mehr genügte. Nun musste ein Theil der Gesellschaft ans Land steigen, um den Kahn mittels eines Seiles fortzuziehen, während die Uebrigen nur dafür zu sorgen hatten, dass das Schiff an den bis an die Oberfläche emporragenden Felsblöcken nicht beschädigt werde. Die an sich beschwerliche Arbeit des Schiffziehens wurde dadurch noch lästiger, dass das Aus- und Einsteigen meistens mit einem kalten Bade verbunden war, indem wir nur selten den Kahn ganz nahe an das Ufer bringen konnten, und daher gezwungen waren, oft eine Strecke durch das mehrere Fuss tiefe, eiskalte Wasser zu waten. Dies wiederholte sich in 2 Stunden wohl ein dutzendmal, und meine Gefährten Vandrey und Craveri, welche, als des Ruderns unkundig, vorzugsweise mit diesem Amte betraut wurden, waren bald einer solchen Reismethode so überdrüssig, dass sie, trotz des Mangels an Raum, noch zwei Ruderer anzuwerben beschlossen, und alle am Ufer befindlichen Goldwäscher anriefen und ihnen Geld anboten, falls sie sich dazu hergeben wollten, uns beizustehen. Es dauerte ziemlich lange, bis sie zwei Männer antrafen, welche gerade Geschäftshalber nach Ft. Yale zu gehen beabsichtigten; und darum für einige Dollars gern bereit waren, ihnen zu willfahren.

Wir konnten nun von unseren Anstrengungen ausruhen und die wilde Schönheit der gebirgigen Ufer, worin der Fraser alle mir bekannten Flüsse übertrifft, mit Musse geniessen. Um 3½ Uhr stiegen Vandrey, Craveri und ich ans Land, und gingen auf sehr beschwerlichem Wege längs dem Ufer, in drei Stunden nach Ft. Yale, wo, in dem Augenblicke unseres Eintreffens, auch das Boot mit de St. Ours anlangte. Nachdem wir unser geringes Handgepäck in de St. Ours leerem Waarenzelte — die Vorräthe, zu deren Aufnahme es bestimmt war, waren auf dem Seabird verbrannt — abgelegt hatten, gingen wir in das Dorf, um den Commandanten aufzusuchen. Wir fanden in seiner Wohnung eine Menge indianischer Weiber und Kinder, mit denen wir uns nur durch Zeichen verständigen konnten. Es verging fast eine Viertelstunde, ehe der Commandant kam, welcher uns in sehr schlechtem, mit

französischen Ausdrücken gemischtem Englisch willkommen hiess, und nach Durchlesung des vom Gouverneur erhaltenen Empfehlungsschreibens, uns sobald als möglich einige Indianer zu verschaffen versprach, um uns stromaufwärts bis zum Cañon einer merkwürdigen Flussenge, geleiten zu lassen. Der Commandant von Ft. Yale ist ein durch den langen Aufenthalt im fernen Westen halb verwildeter französischer Canadier, der seine Muttersprache fast vergessen, das Englische nie recht erlernt hat, und sich in der Chinook-Sprache noch am geläufigsten ausdrückt. Er ist mit einer Vollblut-Indianerin verheiratet, und hat von derselben viele Kinder, welche in ihrem Aeusseren weit mehr die mütterliche als die väterliche Abstammung verrathen. Es ist eine bekannte Erfahrung, dass Franzosen und Irländer unter den Indianern häufig völlig verwildern. Bei Männern germanischen Stammes stösst dieser Process auf einen weit grösseren Widerstand. Am hartnäckigsten widerstrebt der Vermischung mit den Ureinwohnern der Yankee und der Schotte.

Das dringende Verlangen nach einem Imbisse veranlasste uns, den Besuch schnell zu beenden. Indem wir darauf zwischen den Zelten umherwandelten, fiel uns eine grosse Schindelhütte in die Augen, deren Aufschrift „American Restaurant“ uns zum Eintritte einlud. Leider sassen an dem einzigen Tische, wo noch einige Plätze leer waren, drei wild aussehende Männer, unter welchen de St. Ours einen unter dem Namen „Capitän Pocahontas“ bekannten Raufbold erkannte. Nur mit Widerstreben liessen wir uns an diesem Tische nieder. Während wir mit Ungeduld das Auftragen der bestellten Speisen erwarteten, versuchten unsere Tischnachbarn ein Gespräch mit uns anzuknüpfen und forderten uns auf, mit ihnen zu trinken, was wir aber mit der Bemerkung, dass wir nur Wasser zu trinken gewohnt wären, ablehnten. Sie nahmen unsere Weigerung sehr übel auf, und es hatte den Anschein, als wollten sie desshalb mit uns Händel anfangen. Da wir uns aber ruhig verhielten und wie zufällig unsere Revolver und Jagdmesser sehen liessen, wohl auch, weil sie unter den Anwesenden weit mehr Gegner als Freunde zählen mochten, hielten sie es doch für gerathener uns in Ruhe zu lassen, und räumten bald fluchend die Hütte. Das Gerücht von dem Goldreichthume des Landes hatte eine Menge Abenteurer der schlechtesten

Sorte herbeigezogen, und manches im Jahre 1856 von dem Vigilance Committee aus San Francisco ausgewiesene Individuum hatte damals zu Ft. Yale seinen Aufenthalt.

Obleich uns nichts als altes Seefleisch und getrockneter Lachs nebst fast ungeniessbarem Kaffee vorgesetzt wurde, wofür wir einige Dollars zu bezahlen hatten, waren wir, nach den Anstrengungen des Tages, mit dem Essen sehr zufrieden. Nach der Mahlzeit machten wir einen Spaziergang durch das Lager, bei welcher Gelegenheit wir eine ausserordentlich reiche Ausbeute an Insecten, die in grosser Anzahl an den Zeltwänden sassen, zu Stande brachten. Der Ort war damals sehr belebt, und zählte wohl über 3000 Einwohner. Die meisten derselben wohnten in Zelten, nur wenige in Schindelhütten. Man konnte nicht leicht ein bunteres Gemisch der verschiedensten Nationalitäten sehen. Am zahlreichsten waren zweifellos die Amerikaner anwesend; namentlich hatte Californien ein ansehnliches Contingent gestellt. Demnächst folgten die Deutschen, Franzosen und Chinesen, dann die Italiener, Spanier, Polen u. s. w. Die weibliche Bevölkerung beschränkte sich nur auf 6 Individuen. Ausserdem gab es in der Gegend viele Indianer, die im Allgemeinen mit den Weissen auf freundschaftlichem Fusse lebten. Trotz der rauhen Lebensweise und der mit dem Aufenthalte in einem neuen Lande nothwendig verbundenen mancherlei Entbehrungen, hatten fast alle Einwohner ein gesundes und zufriedenes Aussehen. Die Zelte standen in ungeordneten Gruppen, theils am Uferande, theils zwischen den Bäumen im Walde. Der beiderseits von sehr hohen, steilen Bergen eingeschlossene Strom hat an dieser Stelle einen vielfach gewundenen Lauf, ist sehr reissend und bildet einige gefährliche Stromschwelen und Wirbel. Es vergeht kaum ein Tag, ohne dass ein Menschenleben in diesem tückischen Strome zu Grunde geht. Eine halbe engl. Meile unterhalb Ft. Yale, am gegenüber liegenden, linken Ufer, liegt Hill's Bar, ein anderes Zeltlager, in dessen Nähe damals das meiste Gold gewaschen wurde. In Ermanglung eines besseren Nachtquartiers, verbrachten wir die Nacht in de St. Ours' Zelte, wo wir auf dem feuchten, sandigen Boden liegend, vor Kälte lange nicht einschlafen konnten.

Da wir am folgenden Morgen umsonst auf die versprochenen Indianer warteten, beschlossen wir, um den Tag nicht gänzlich zu

verlieren, Hill's Bar zu besuchen. Nach dem Mittagessen setzten wir in einem Kahue nach dem linken Ufer über, und gingen darauf, längs dem Strande, in $\frac{3}{4}$ Stunden nach dem Lager. Dort herrschte ein sehr reges Leben. Der Uferrand war, in einer Ausdehnung von 1 engl. Meile, mit Goldwäschern bedeckt, wovon die einen den Sand aufgruben, während die anderen die Wiegen (rocker) handhabten oder an den Wasserrinnen (sluice) beschäftigt waren. Der Sluice ist eine aus dünnen Brettern hergestellte Rinne, mindestens einige Klafter lang, die etwas geneigt aufgestellt wird. Der goldhaltige Koth wird im oberen Theile der Rinne aufgehäuft und durch Aufgiessen von Wasser langsam hinabgeschwemmt, wobei sich die in dem Kothe enthaltenen Goldpartikelchen auf dem mit verschiedenen, zum Aufhalten des Goldes dienenden Vorrichtungen versehenen Boden der Rinne absetzen. Diese Vorrichtungen bestehen in zahlreichen Grübchen und Rauigkeiten, amalgamirten Kupferplatten und kleinen, mit Quecksilber gefüllten Vertiefungen. Nachdem eine gewisse Kothmenge durch die Rinne geschwemmt ist, wird der Rinnenboden sorgfältig von allen daran haftenden Goldstückchen gereinigt, das Quecksilber aber in eisernen Kolben destillirt, wobei das Gold in Gestalt einer unförmlichen Masse, Granulation genannt, in dem Kolben zurückbleibt. Wie die Erfahrung gezeigt hat, wird auf diesem Wege weit mehr Gold gewonnen als mittels der Wiege. Die Anlage des Sluice erfordert jedoch einige kostspielige Vorarbeiten, wesshalb sich hierzu gewöhnlich kleine Gesellschaften von 6—8 Theilnehmern bilden. Ich war erstaunt über die ungeheure Menge des Goldes, welches ich in Hill's Bar sah. Fast Alle, die wir um den Fortgang ihrer Geschäfte befragten, gaben eine befriedigende Antwort. Manche betrachteten 30 Dollars im Tage als eine mittelmässige Ausbeute, und versicherten uns, an besonders glücklichen Tagen, schon 80—100 Doll. gewonnen zu haben. Allerdings arbeiten, nur wenige Schritte von solchen Glücklichen entfernt, Andere die kaum 4—5 Doll. zu Stunde bringen. Es gibt überhaupt kaum ein mehr vom Zufalle abhängiges Geschäft, als die Goldwäscherei; denn oft gibt die Pfannenprobe ein glänzendes Resultat, und doch zeigt sich in der Folge der Boden kaum der Bearbeitung werth. Hinsichtlich der Vertheilung des Grundes war die Verfügung getroffen, dass jeder Goldwäscher einen noch nicht occupirten Wasch-

grund-Antheil (Claim) beanspruchen durfte. Dieses Wort hat nicht überall dieselbe Bedeutung. Am Flusse bestehen die Antheile aus klafferbreiten Streifen, die vom Wasser aus beliebig weit aufwärts verfolgt werden können. Auf den trockenen Goldfeldern sind die Antheile quadratförmig.

Nachdem wir eine Stunde lang dem Treiben der Goldwäscher zugeschaut, und zum Andenken jeder eine kleine Quantität Goldstaub gekauft hatten, kehrten wir nach Ft. Yale zurück, sehr befriedigt, uns an Ort und Stelle von dem massenhaften Vorkommen des Goldes, was in San Francisco von Manchen als eine Fabel angesehen ward, überzeugt zu haben.

Den 11. September 6 Uhr Früh liess uns der Commandant melden, dass zwei Indianer nebst einem Dolmetsch unser warten. Wir waren schnell reisefertig und bestiegen um 7 Uhr den für uns bereit gehaltenen Kahn. Derselbe war 15' lang 2' breit, nur 1½' tief, und hatte so wenig Stabilität, dass wir, um das Umschlagen zu verhüten, unbequem genug, auf dem nassen Boden sitzen mussten. Die auf dem Fraser- und dessen Nebenflüssen üblichen Indianerkähne sind sämmtlich nach demselben Muster geformt und nur in den Dimensionen verschieden. Sie laufen vorn und hinten sehr scharf zu, sind unten cylindrisch und bestehen nur aus einem Stücke, was wohl den Vortheil hat, dass sie wasserdicht sind. Zur Fortbewegung dienen kurze, etwa 3½ Fuss lange, mässig breite Ruder, welche nicht aufgelegt werden. Obleich sehr zum Umschlagen geneigt, sind diese Kähne, zumal von Indianern bedient, auf dem von Stromschnellen wimmelnden Flusse, allen andern Fahrzeugen vorzuziehen, weil sie bei ihrer geringen Tiefe und in Folge ihres soliden Bauches, von den unter dem Wasser befindlichen Steinen wenig zu besorgen haben, und ausserdem, wegen ihres scharfen Baues, sehr schnell über die gefährlichen Wirbel dahingleiten. Während der zweistündigen Fahrt hatten wir zur Genüge Gelegenheit, uns von der grossen Vorsicht unserer Bootsleute zu überzeugen. Wo nur die geringste Gefahr vorhanden war, an Klippen zu stossen, sprangen sie in's Wasser, um den Kahn zu stützen und sein Umschlagen zu verhüten. 5 engl. Meilen unterhalb des Cañon stiegen wir mit dem Dolmetsch an's Land. Eine halbe Stunde darauf begegnete uns einer der Häuptlinge der um Ft. Yale wohnenden Indianer

Er reichte jedem von uns sehr ceremoniös die Hand, und hielt uns dann, in seinem krächzenden Idiome, eine lange Anrede, wovon wir natürlich nichts verstanden. Nach der Erklärung des Dolmetsches, waren es wiederholte Bethuerungen seiner Achtung und Freundschaft für die weissen Männer. Obgleich schon ziemlich bejahrt, war er der schönste Indianer, den ich bisher gesehen hatte. Er war von hohem, schlankem Wuchse, hatte ernste aber einnehmende Gesichtszüge, und zeichnete sich durch eine edle Haltung und ein würdevolles Benehmen aus. Wie bei allen älteren Indianern, war sein Gesicht von unzähligen Runzeln durchfurcht. Seine Kleidung bestand aus Rock und Weste von schwarzem Sammet, engen Hosen aus demselben Stoffe und hohen Kautschukstiefeln. Auf dem Kopfe trug er — in dieser Gegend eine grosse Seltenheit — einen schwarzen Cylinderhut. Er war von zweien seiner Weiber begleitet, deren jede auf dem Rücken ein Kind und in den Händen einen grossen Lachs trug. Die Weiber waren klein und hässlich und sehr ärmlich gekleidet. Etwa eine halbe Stunde, nachdem wir von dem Häuptlinge Abschied genommen hatten, gelangten wir zu einer Anhöhe, von welcher sich uns ein überraschendes Schauspiel darbot. Auf einem geräumigen, freien Platze zwischen dem Flusse und dem steilen Gebirgsabhange, etwa 2000 Schritte vor uns, erblickten wir eine buntfarbige Menschenmasse, welche sich bald auf einen dichten Knäuel zusammenzog, bald auseinander stob. Die raschen Bewegungen, das dieselben begleitende Geschrei und die zuweilen rasch aufeinander folgenden Schüsse liessen uns Anfangs glauben, Zeugen eines Gefechtes zu sein; der Dolmetsch aber erklärte uns, dass vor unseren Augen ein Todtenfest gefeiert werde. Wir beschleunigten nun unsere Schritte, um noch etwas von der sonderbaren Ceremonie zu sehen, und befanden uns bald mitten unter den Wilden. Unser Dolmetsch, der durch seine Frau fast mit allen angesehenen Indianerfamilien verschwägert ist, stellte uns den drei anwesenden Häuptlingen vor, welche nach den Begrüssungs-Formalitäten, uns einluden, neben ihnen auf den umherliegenden Felsblöcken Platz zu nehmen. Die Versammlung zählte 6 bis 800 Indianer beiderlei Geschlechtes, alle in ihrem schönsten Schmucke und in den mannigfaltigsten Trachten. Die Wohlhabenderen trugen meist europäische Kleidung, die sie aus den Magazinen der Hudsonsbai kaufen, aber oft mit

höchst grotesker Zusammenstellung der verschiedenen Stücke. Einen unbeschreiblich komischen Eindruck machte ein achtjähriger Knabe, der weiter nichts als eine ungeheure gelbe Weste, die für einen dicken Mann bestimmt war, und ihm bis an die Knöchel reichte, am Leibe hatte. Die ärmeren waren bloss in Woldecken gehüllt, wovon manche aus einer grossen Anzahl verschieden gefärbter Fetzen zusammengeflochten war. Die Männer waren ohne Ausnahme bewaffnet. Die meisten besaßen Jagdmesser und Flinten von europäischer oder amerikanischer Arbeit, worunter manches kostbare Exemplar. Nur wenige führten ihre alten Nationalwaffen — Bogen und Pfeile. Sowohl Männer als Weiber waren im Gesichte abscheulich bemalt. Bei letzteren beschränkte sich diese scheussliche Malerei nur auf rothe Flecken auf den Wangen und über den Augenbrauen und auf eine rothe Scheitellinie. Nur bei wenigen war die ganze untere Gesichtshälfte bis zur Nase roth angestrichen. Ausserdem trugen sie verschiedene Schmuckgegenstände, als: Halsketten aus Fischzähnen, goldene und silberne Armbänder, goldene Ohrringe von 3 bis 4 Zoll im Durchmesser, einige auch kleine Ringe im Nasenknorpel. Das Haar trugen sie ohne Ausnahme gescheitelt und ohne irgend einen Kopfputz. Die Gesichter der Männer zeigten eine weit künstlichere Bemalung, worin roth mit schwarz abwechselte. Bei ihrem gänzlichen Mangel an Schönheitssinn scheinen sie hauptsächlich darauf auszugehen, sich ein abschreckendes Aussehen zu geben, indem sie sich rothe Ringe um die Augen malen, und Wangen und Stirn mit schwarzen Zackenlinien bedecken. Einige, um den Weissen ähnlich zu sehen, hatten sich schwarze Backenbärte gemalt, eine Zierde, die ihnen die Natur nur spärlich zugemessen hat, die sie aber durch sorgfältiges Ausrupfen jedes Barthaares auch selbst zerstören. Mit Ausnahme eines wahrhaft schönen jungen Mannes, dessen auffallend helle Hautfarbe aber die Abstammung von einem weissen Vater vermuthen liess, und der durch ein intelligenteres Aussehen ausgezeichneten drei Häuptlinge, waren sämmtliche Anwesende hässlich, von stupidem Gesichtsausdrucke und minder entwickeltem Gliederbau. Die Weiber, obgleich noch hässlicher und von sehr kleiner Statur, sind vergleichsweise kräftiger, was wohl ihrer grösseren Thätigkeit zuzuschreiben ist. Das Fest fand zu Ehren einer vor einem Jahre verstorbenen Frau statt, und

war, da die Verwandten der Todten wohlhabende Leute sind, besonders glänzend. Die Todtengebräuche der Indianer am Fraser sind höchst eigenthümlicher Art. Sogleich nach erfolgtem Ableben wird die Leiche, in eine Decke gewickelt, mit Gewalt in eine roh gearbeitete, schwarz angestrichene Kiste gepresst. Derlei Kisten werden an abgelegenen Orten übereinander geschichtet, aufgestellt. Ein Jahr nach dem Tode wird der Leichnam mit einer neuen Decke versehen. Diess wiederholt sich in Zeitabschnitten von je fünf Jahren noch dreimal, worauf von der Leiche meistens nur ein Knochenhaufen übrig bleibt. Diese werden dann gesammelt und mit den Knochen älterer Leichen vermischt, in anderen Kisten aufbewahrt. Die erste Leichenenthüllung ist immer mit einer Festlichkeit verbunden, wobei von den Versammelten des Verstorbenen an die Anwesenden Geschenke ausgetheilt werden. Als wir bei der Leichenstätte anlangten, war der erste Theil der Feier, die Enthüllung der Leiche bereits vorüber, und eben die Vertheilung der Geschenke im Gange, welche, mit halbstündigen Pausen, 4 Stunden lang fort dauerte. In einiger Entfernung von den Todtenkisten war ein grosses, an 50 Schritte langes Gerüst errichtet, auf welchem sich eine grosse Menge Waaren der verschiedensten Art, als: Woldecken, Hemden, Kleidungsstücke aller Art, ferner Jagdmesser, Dolche, Flinten, Pistolen u. s. w. aufgestapelt befanden. Ehe zur Austheilung der Geschenke geschritten wurde, hielten die Leidtragenden, auf dem Gerüste stehend, lange Reden, deren Inhalt theils Anpreisungen der Verdienste der Verstorbenen, theils Freundschaftsversicherungen für die Anwesenden ausmachten. Diess geschah unter einer hüpfenden Bewegung und grässlichem Schreien. Sie wiederholten dabei den nämlichen Satz wohl zwanzig Mal. Die werthvolleren Gegenstände, als Waffen und fertige Kleidungsstücke wurden mit Namensaufruf an einzelne Personen verabfolgt, die wollenen Decken aber dem ganzen Haufen zugeworfen. In einem solchen Falle stürzten Alle darüber her, und Jeder, der die Decke anfassen konnte, schnitt sich, mit seinem Messer ein Stück davon ab. Es spricht entweder für den friedlichen Sinn oder für die strenge Disciplin der Anwesenden, dass bei dieser Balgerei gar keine Streitigkeiten vorfielen. Allerdings hatten die Häuptlinge die Vorsicht beobachtet, das Trinken von Brantwein während des Festes zu untersagen. Sonst wäre es

wohl nicht ohne blutige Excesse abgelaufen. Nach 1½ stündigem Aufenthalte unter den Indianern, machten wir uns auf den Weg zum Cañon, dessen unteres Ende wir in einer Stunde erreichten. Der Cañon ist eine Flussenge, ähnlich den Dalles, wo der Fraser, auf einer einige engl. Meilen betragenden Strecke, zwischen mauerähnlichen, senkrechten Felswänden auf 20 — 15 Klafter eingengt ist, und zahlreiche Strudel bildet. Diese Strecke ist für Schiffe sehr gefährlich. Wir selbst sahen hier ein umgestürztes Boot, dessen Insassen wahrscheinlich weiter oben verunglückt waren, den Strom hinab treiben. Einige Goldwäscher, die wir am Ufer antrafen, versicherten uns, es sei dieses seit Sonnenaufgang schon das dritte. Wir traten bald den Rückweg an und befanden uns bald wieder auf dem Schauplatze der Leichenfeier. Die Indianer hatten sich, nach Beendigung der Austheilung der Geschenke, in eine nahe am Ufer befindliche Barracke zurückgezogen, woraus uns schon von Ferne das den Schluss der ganzen Feierlichkeit bildende Klaggeheul der Weiber entgegenschallte. Wir besichtigten nun in der Nähe die Todtenkisten, welche eine freistehende Wand von 2 Klafter Höhe und 15 Klafter Länge bildeten. Obgleich deren Wände durch den Einfluss der Witterung stark beschädigt waren und zahlreiche Sprünge zeigten, war doch nichts von einem Verwesungsgeruche zu bemerken. Die meisten Kisten waren mit roh geschnitzten und bemalten Figuren geziert, grösstentheils Thiere des Waldes, als Bären, Ottern, Füchse u. dgl. darstellend. Diese Figuren gereichen der indianischen Bildhauerkunst wenig zur Ehre; denn bei manchen dieser Kunstwerke war es uns unmöglich, zu errathen, was sie vorstellen sollten. Einige Kisten zeigten auch menschliche Figuren, welchen die Bedeutung von Gedächtnisstatuen zukömmt. Unter diesen Darstellungen erregten namentlich zwei Statuen unsere Aufmerksamkeit, indianische Stutzer in weissen Hosen und Weste, blauem Fracke, hohen Vatermördern und Cylinderhute vorstellend, die wir nicht ohne Lachen ansehen konnten. Nebst solchen Menschen- und Thierfiguren bemerkten wir mehrmals eine hässliche, menschenähnliche Fratze in hockender Stellung, mit weit hervorstehenden Augen, den Fühlhörnern einer Schnecke ähnlich und heraushängender Zunge, den Kopf mit einer hohen Federkrone geschmückt. Trotz wiederholter Bemühungen waren

wir nicht im Stande, von unserem schweigsamen Dolmetsch über die symbolische Bedeutung aller jener Figuren eine befriedigende Erklärung zu erhalten. Ebenso ergieng es uns mit den Erkundigungen über die religiösen Gebräuche, welche bei den Indianern, vor Einführung des Christenthums, herrschten. Nur so viel konnten wir aus unserem Begleiter herausbringen, dass ihre religiösen Übungen eher den Namen eines Teufels- als eines Gottesdienstes verdienten. Sie glaubten zwar an ein höchstes Wesen, den grossen Geist, ohne sich jedoch mit dessen Verehrung viel zu befassen, denn sie meinten, der grosse Geist sei gut und thue ihnen ohnehin nichts zu Leide; aber die bösen Geister müsse man sich durch Opfer geneigt machen. Gegenwärtig sind sie durch katholische Missionäre aus Canada grösstentheils zum Christenthume bekehrt, d. h. sie machen das Zeichen des Kreuzes, verhalten sich aber gegen ihren neuen Glauben sehr indifferent. Merkwürdigerweise scheint der nordamerikanische Indianer für religiösen Fanatismus nicht empfänglich zu sein. Er wäre sonst, in den Händen einer unduldsamen Kirche, eine gefährliche Waffe, indem er in Folge seiner eigenthümlichen Gemüthsart, eines seltsamen Gemisches von Stoicismus und glühendem Menschenhass, sich eben sowohl zum Märtyrer wie zum rücksichtslosen Verfolger Andersgläubiger eignen würde.

Gegen 1 Uhr langten wir wieder bei unserem Boote an, in welchem wir, von der reissenden Strömung begünstigt, die Rückfahrt nach Ft. Yale in 10 Minuten bewerkstelligten. Ein uns folgender, mit Indianern bemannter Kahn gerieth hinter uns in einen Wirbel, den wir glücklich vermieden hatten, und wurde umgestürzt. Wir befanden uns, als diess geschah, mitten im Stromstriche, und waren daher gänzlich ausser Stande, ihnen zu helfen. Wie wir uns jedoch bald überzeugten, wäre unsere Hilfeleistung unnütz gewesen; denn die in's Wasser Gefallenen klammerten sich an den Kahn, und kamen damit unversehrt an das Ufer. Da der Aufenthalt in Ft. Yale wenig Anziehendes bot, trafen wir sogleich Anstalt zur Rückreise, mietheten einen Kahn mit zwei französischen Fährleuten und machten uns noch an demselben Tage um 4½ Uhr Nachmittags auf den Weg. Die Fahrt stromabwärts ist mit wenig Arbeit verbunden, indem man von dem reissenden Strome blitzschnell hinabgeschwemmt wird, und

die Ruder nur zum Steuern benöthigt. Dagegen schwebt man in fortwährender Gefahr des Umschlagens. Die ersten Strudel nächst Hill's Bar passirten wir ganz kunstgerecht. Kurz bevor wir aber Texas Bar erreichten, wo eine hohe Felseninsel den Strom in zwei Arme spaltet, geriethen wir, mit Rücksicht auf meine zwei des Schwimmens unkundigen Gefährten, in augenscheinliche Gefahr. Hier hatte sich, in Folge des in den letzten Tagen erfolgten Sinkens des Wasserstandes, ein sehr gefährlicher Strudel gebildet, dessen heftiges Schäumen, schon aus der Ferne gesehen, mich mit einiger Besorgniss erfüllte. Einige Klaffer oberhalb dieser gefährlichen Stelle streiften wir mehrmals den Grund, was zur Folge hatte, dass wir den Strudel nicht mit der nöthigen Geschwindigkeit durchschneiden konnten. Der Kahn wurde nun im Kreise herumgedreht, während die überschlagenden Wellen ihn anzufüllen drohten; und es bedurfte unserer vereinten Anstrengungen, aus diesem Trichter herauszukommen. Hiermit waren übrigens alle Gefahren überstanden, indem von Texas Bar au, die Fahrt ohne jede Störung von Statten ging. Entzückt ob der grossartigen Gebirgsnatur, trafen wir schon um 7 Uhr zu Ft. Hope ein, wo wir an Bord der „Maria“ sogleich Fahrkarten nach Ft. Langley lösten. Leider hing die Abfahrt dieses Dampfers von der Ankunft eines anderen ab, und liess sich darum nicht genau bestimmen. In der Zwischenzeit hatten wir Kost und Wohnung am Bord, wo wir gerade nicht luxuriös, aber jedenfalls besser, als in Ft. Yale, lebten. Dass Unangenehmste war, dass wir, aus Furcht die Abfahrt zu versäumen, uns kaum vom Ankerplatze zu entfernen wagten. Craveri und ich versuchten aus Langeweile einmal unser Glück im Goldwaschen, wozu wir bei einem deutschen Wirthe eine grosse Blechschüssel ausliehen. Nachdem wir am Ufer ein 2 Fuss tiefes Loch gegraben und den daraus gewonnenen Koth (dirt) eine Viertelstunde lang vorsichtig gewaschen hatten, kamen zu unserer grossen Freude in dem schwarzen Sande wirklich einige kleine Goldkörner zum Vorschein. Nach mehrstündiger Arbeit brachten wir ein kleines Häufchen ziemlich reinen Goldsand zu Stande. Am 13. langte endlich kurz vor Einbruch der Nacht, der ersehnte Dampfer an, worauf wir am nächsten Morgen mit Tagesanbruch die Rückreise begannen, und nach sehr angenehmer 6stündiger Fahrt wieder zu Ft. Langley eintrafen.

In unserer Abwesenheit hatte dieser Ort bedeutende Fortschritte gemacht. Während vor 3 Tagen noch kein hölzernes Gebäude zu sehen war, standen nun drei Schindelhütten fast fertig da. Auch die Zahl der Zelte hatte sich wesentlich vergrößert.

Wir gedachten Anfangs, die nächste Gelegenheit zur Rückfahrt nach Victoria zu benützen. Als wir aber vernahmen, dass jeden Augenblick Vorräthe zur Verproviantirung der neuen Niederlassung Ft. Douglas am Harrison-See erwartet würden, welche durch unsere „Maria“ an ihren Bestimmungsort gebracht werden sollten, beschlossen wir, noch diesen Ausflug mitzumachen. Wir hatten nun abermals 3 langweilige Tage in Ft. Langley zu verbringen, die wir uns so gut es eben anging, durch Lectüre, Waldspaziergänge und häufige Besuche im Fort zu verkürzen trachteten. Während dieses Aufenthaltes zu Ft. Langley sah ich zuerst den Donati'schen Cometen. Am 17. um 10 Uhr Nachts erschien endlich der „Otter“, ein der Hudsonsbai-Gesellschaft gehöriges Dampfschiff, mit den ersehnten Vorräthen. Das Umladen der in Mehl, Kartoffeln, Salzfleisch, Brettern und Balken, Werkzeugen aller Art, Karrenbestandtheilen u. dgl., endlich einem Dutzend Maulthieren bestehenden Fracht nahm die ganze Nacht und die Hälfte des folgenden Tages in Anspruch.

Als wir den 18. um Mittag abfuhrn, war unsere „Maria“ so schwer belastet, dass der Bordrand nur einige Zoll über das Wasser ragte. Um 5½ Uhr Nachmittags liefen wir in die ungefähre auf halbem Wege nach Ft. Hope befindliche Mündung des Harrison-Flusses ein, welcher hier ungefähr 200 Schritte breit und sehr reissend ist. Die hereinschneidende Finsterniss nöthigte uns bald darauf, in einer seeartigen Erweiterung zu ankern.

19. September. ¼ Stunde nach der um 6 Uhr früh erfolgten Abfahrt, gerieth das Schiff in so seichtes Wasser, dass es für nöthig erachtet wurde, das Flussbett, vor der Weiterfahrt, zu untersuchen, und das Fahrwasser, durch aufgestellte Stangen, zu bezeichnen. Nachdem diess geschehen, drangen wir, unter fortwährendem Sondiren, das oft nur 3 Fuss Tiefe ergab, langsam vor. Wir hatten beinahe schon das Ende der Untiefe erreicht, als das Schiff, am Vordertheile von der Strömung hart getroffen, nach der Steuerbordseite auswich, wodurch es sich in einem Augenblicke senkrecht gegen den Stromstrich stellte und gleichzeitig

vorn und rückwärts auf den Grund gerieth. Es wurde zwar in wenigen Minuten wieder flott; da aber die ungünstige Stellung des Fahrzeuges dessen Steuerung unmöglich machte, trieb es einige hundert Schritte stromabwärts, bis es zuletzt auf einer Sandbank stützen blieb, wo es allen Bemühungen, es wieder frei zu machen, hartnäckig trotzte. In dieser Verlegenheit schickte der Capitän eines unserer Boote nach Pt. Douglas voraus, um daselbst wo möglich einige flache Fahrzeuge, behufs des Ausschiffens der Ladung, aufzutreiben. Einige Passagiere wurden durch die Aussicht, vielleicht 3—4 Tage auf der Sandbank zu liegen, so missmuthig, dass sie in einem Indianerkahne nach Ft. Langley zurückfuhren. Abends erhielten wir zahlreichen Besuch von Indianern, welche in ihren Kähnen herabkamen, das Dampfschiff zu besichtigen. Sobald sie unsere Verlegenheit begriffen, versprachen sie, am nächsten Morgen mit einer grösseren Anzahl Kähnen wieder zu kehren, und uns, bei unseren Versuchen flott zu werden, behilflich zu sein.

20. September. Um 8 Uhr früh erschien die Flotte unserer Verbündeten, bestehend aus 14 Kähnen, worauf sogleich zum Ausladen der Mehlsäcke, welche den gewichtigsten Theil der Ladung ausmachten, geschritten wurde. Die Wilden luden dieselben auf ihre Kähne, und setzten sie $\frac{1}{2}$ englische Meile weiter oben, auf einer, wegen des steilen Uferrandes zum Anlanden sehr geeigneten Insel an's Land. Um Mittag wurde die Maschine in Gang gesetzt, und zu unserer unaussprechlichen Freude bewegte sich das Schiff schon bei den ersten Radbewegungen, und war in wenigen Minuten flott. Die inzwischen genauer untersuchte Untiefe passirten wir jetzt, ohne den Grund zu berühren, erreichten ohne Schwierigkeit die genannte Insel, und fuhren, nach Aufnahme der Mehlsäcke, weiter. Die Indianer erhielten selbstverständlich reichliche Geschenke an Tabak, Glasperlen und Geld, worüber sie in hohem Grade befriedigt schienen. Als wir gegen 6 Uhr Abends den Ausfluss des Sees erreichten, begegnete uns ein grosses Transportschiff, das uns von Pt. Douglas zu Hilfe eilte. Die Mannschaft wurde auf der Maria mit einem guten Nachtmahl bewirthet und das Schiff im Schlepptau weiter bugsirt. Um Sonnenuntergang ankerten wir in einer kleinen, scheinbar von allen Seiten von schroff ansteigenden Schneebergen eingeschlossenen Bucht.

21. September. Mit Anbruch des Tages umschifften wir eine hohe Insel, die uns bisher die Aussicht nach vorn versperrt hatte, und nun lag der herrliche See in seiner ganzen Ausdehnung vor uns. Das Becken des Harrisonsee's ist ein tiefes Thal zwischen der Küstenkette und dem Lilloet-Gebirge, welche Höhenzüge als Ausläufer des in seinem Hauptkamme mehr ostwärts ziehenden Cascadegebirges betrachtet werden können. Der See dehnt sich in nordwestlicher Richtung in einer Länge von mehr als 6 geogr. Meilen aus, bei einer Breite von $\frac{1}{4}$ bis 1 Meile. Er empfängt seinen Zufluss durch den unter dem 51. Breitengrade entspringenden Lilloet, welcher, nach seinem Austritt aus dem See gleichen Namens, den Namen Harrison-River erhält. Die grosse Schönheit des noch sehr wenig bekannten Harrisonsees beruht eben so wohl auf der bedeutenden Höhe der ihn einschliessenden, grösstentheils die Schneelinie überragenden und mit Gletschern bedeckten Berge, als auf deren malerischer Gruppierung. Er ist ohne Zweifel der schönste See in ganz Amerika, und dürfte in der Folge, als eine der grössten Sehenswürdigkeiten, von den Gebirgsfreunden eben so eifrig besucht werden, wie jetzt der Vierwaldstättersee, mit dessen südlichem Theile er einige Aehnlichkeit hat.

Um 8 Uhr erreichten wir das nördliche Ende des Sees, worauf wir in einem seichteren, vielfach gewundenen natürlichen Canale in einer Viertel Stunde in einen kleinen, fast kreisrunden See gelangten, an welchem Port Douglas liegt. Diese Wasserstrasse ist gerade tief und breit genug, um einem Flussdampfer von mittlerer Grösse die Durchfahrt zu gestatten. Der Grund ist theils felsig, theils schlammig und von einer solchen Fülle von Wasserpflanzen bedeckt, dass die Dampfschiffe sich oft nur mühsam hindurcharbeiten können. Port Douglas ist, trotz seiner malerischen Lage, ein gar trauriger Ort, der, wegen der ihn von allen Seiten wie Mauern einschliessenden steilen Gebirge, auch im Hochsommer, nur wenige Stunden des Tages von der Sonne beschienen wird. Die Einwohnerzahl beträgt kaum 500 Seelen, darunter zwei Weiber. Die Mehrzahl sind Franzosen. Bisher leben die meisten Ansiedler noch in Zelten; in Anbetracht des Herannahens der kalten Jahreszeit wird aber an der Errichtung hölzerner Häuser eifrig gearbeitet.

Diese Niederlassung ward erst unlängst als Hauptstation des auf

Kosten der englischen Regierung nach dem oberen Fraser zu eröffnenden Landweges angelegt. Veranlassung hiezu bot die Schwierigkeit der Beschiessung des Flusses von Ft. Hope aufwärts. Der neue Weg folgt grösstentheils einem alten Indianersteige, der von Port Douglas, in nordwestlicher Richtung, mitten durch den fast undurchdringlichen Urwald, an den nahe 8 geogr. Meilen entfernten Lilloetsee führt. Dieses, dem Harrisonsee an Länge wenig nachstehende, aber weit schmalere Wasserbecken wird der Länge nach in Kähnen übersetzt. Von der Landungsstelle geht es darn in nördlicher Richtung durch den Wald zu einer Einsattlung des Lilloet-Rückens, nach dessen Ueberschreitung, zwei andere kleinere Seen zu passiren sind, worauf der Weg sich ostwärts wendet, und nahe dem 51. Breitengrade, den Fraser erreicht. Die ganze Wegstrecke wird auf ungefähr 25 geogr. Meilen geschätzt. Wir hatten gerade so viel Zeit übrig, dass wir, während des Ausladen vor sich ging, den Ort und ein Stück des neuen Weges flüchtig in Augenschein nehmen konnten; denn schon um 11 Uhr ertönte das Signal zur Abfahrt. Nach einer vom herrlichsten Wetter begünstigten 6stündigen Fahrt, hielten wir, in geringer Entfernung unterhalb der fatalen Sandbank an, um daselbst über Nacht zu bleiben.

Nach dem Abendessen ruderten wir in einem Indianerkahne eine kleine Strecke den Fluss hinauf, um den nahe am Ufer in einer geräumigen Barrake wohnenden Indianern einen Besuch abzustatten. Als wir uns dem Gebäude näherten, empfing uns ein Rudel wolfsähnlicher Hunde mit lautem Gebell, ohne übrigens feindselige Absichten zu zeigen. Der Grundriss der Barrake bildet ein grosses Rechteck, 100 Schritte lang und 40 Schritte breit. Das Gerüst besteht aus einigen dicken senkrecht stehenden Balken, deren obere Enden durch horizontale Balken verbunden sind. Darüberliegende Bretter bilden die Decke. Die Seitenwände bestehen nur aus dünnen Brettern, welche, in Ermangelung von Nägeln, mit deren Gebrauche die Indianer nicht vertraut zu sein scheinen, zwischen einer Doppelreihe von dünnen Pflöcken hindurchgeschoben und daran mittelst Bastschlingen fest gemacht sind. Durch eine sehr schmale Oeffnung in der Wand, eben breit genug, um einen Menschen durchzulassen, tritt man in einen engen Palissadengang, aus welchem zu beiden Seiten, ähnliche schmale Oeffnungen zu den Wohnungen führen. Diese sind grosse, nahezu quadratförmige

Abtheilungen ohne Fenster oder sonstige Lichtöffnungen. Letztere können allerdings entbehrt werden, da die die Seitenwände bildenden Bretter so lose über einander liegen, dass das Licht zwischen den Spalten ungehindert eindringen kann. Als wir in ein solches Gemach eintraten, brannte in jeder Ecke ein Feuer um welches einige Wilde herumhockten, eben beschäftigt, ihren abscheulich riechenden getrockneten Lachs zu verzehren. Mit Ausnahme der Betten, waren gar keine Möbel vorhanden. Als Betten dienen roh behauene, dicke Baumstämme, worüber Strohmatteu gebreitet sind.

An den Seiten, sind die Betten mit Schnitzereien, neugeborne Kinder darstellend, verziert. Auch an den Hauptpfeilern an den Ecken, waren Schnitzereien angebracht, welche die nämlichen Figuren zeigten, die wir an den Todtenkisten gesehen hatten. Wir sahen wohl ein, dass es kaum möglich sei, in einer so luftigen Wohnung, den Winter zu verbringen und wünschten zu erfahren, auf welche Weise sich die Indianer gegen die Kälte schützen. Unser indianischer Steuermann, der uns als Dolmetsch diente, verstand leider von der englischen Sprache gerade nur jene Worte, welche auf seine Beschäftigung am Bord Bezug hatten, und gab auf unsere Fragen stets verkehrte Antworten.

Ein alter Indianer, der etwas mehr Mutterwitz besass, errieth endlich aus unseren Geberden, was wir zu wissen wünschten, schritt dem Ausgange zu und winkte uns, ihm zu folgen. Nach etwa 100 Schritten blieb er bei einer kleinen Erhöhung, die aus der Ferne ein mit dürrem Buschwerk bewachsener Hügel zu sein schien, stehen, und deutete auf die Erde. Wir bemerkten nun, dass jener vermeintliche Hügel ein unter darüber gelegten Baumzweigen verborgenes, aus Stangen und Brettern errichtetes kuppelförmiges Dach war, durch dessen oben in der Mitte angebrachte viereckige Oeffnung wir in ein geräumiges, cylindrisches Erdloch hinabblickten. Dieses wurde von unserem Führer als der Winteraufenthalt bezeichnet. Die Höhlung hatte 24 Fuss im Durchmesser und war 8 Fuss tief. Zur Verbindung mit der Aussenwelt dient ein schmaler, mit Stufen versehener Gang. Ehe die Indianer das Winterquartier beziehen, wird der zur Erhaltung des Feuers nöthige Holzvorrath in der Nähe des Ausganges aufgeschichtet und das Dach zum Schutz gegen die Kälte, mit einer dicken Erd-

lage bedeckt. Der Seiteneingang wird dann auch sorgfältig verschlossen und nur oben auf dem Dache, zum Abzuge des Rauches, eine kleine Oeffnung gelassen. In solchen Erdlöchern verbringen die Indianer, wie Häringe zusammengedrängt, in Rauch eingehüllt und im ekelhaftesten Schmutze, die ganze Winterzeit. In dem geschlossenen Raume theilt sich der Geruch des getrockneten Lachses den Kleidern und Geräthschaften mit, und haftet dann so hartnäckig daran, dass man ihn oft jahrelang nicht zu beseitigen vermag. Es bedarf gerade keiner feinen Nase, um einen Indianer auf einige Entfernung zu riechen. Als wir eben im Begriffe waren, wieder in den Kahn zu steigen, erregte eine einer Hühnersteige ähnliche, an einem langen Seile an einem Baumaste hängende hölzerne Vorrichtung unsere Aufmerksamkeit. Wie uns die Indianer sagten, dient dies zum Trocknen des Lachses und zur Aufbewahrung von Lebensmitteln. Das Aufhängen ist blos eine Vorsichtsmassregel gegen Hunde, Marder und andere Raubthiere, welche in dieser an sonstigem Wilde armen Gegend, auch den Lachs nicht verschmähen.

Am 22. trafen wir ziemlich früh Morgens zum dritten Male zu Ft. Langley ein, wo wir abermals 3 Tage warten mussten, bis uns noch einmal der „Hunt“ von diesem langweiligen Aufenthalte befreite. Am 25. in den Morgenstunden dampften wir zum zweiten Male über den Golf von Georgien. Auf halbem Wege erblickten wir in geringerer Entfernung das Wrack des unglücklichen Seabird. Um 9 Uhr Früh liefen wir in den Hafen von Nanaimoo an der Ostküste der Vancouver-Insel ein. Hier verursachte das Einnehmen von Steinkohlen einen 3stündigen Aufenthalt. Diese junge Niederlassung, etwa 15 geogr. M. nördlich von Victoria gelegen, verspricht durch das nahe dabei befindliche Steinkohlenlager bald zu grösserer Bedeutung zu gelangen. Der Hafen ist zwar klein aber sicher, und tief genug, um den grössten Schiffen das Einlaufen zu gestatten. Behufs des leichteren Einschiffens der Kohlen, wird soeben an der Herstellung eines 4 Klafter hohen Werftes gearbeitet. Nahe dem Ufer steht, auf einem Hügel, ein befestigter hölzerner Thurm zur Vertheidigung gegen etwaige Angriffe der Indianer. Der Ort besteht aus 30 netten hölzernen Häusern und zählt einige hundert Einwohner, fast lauter Engländer. Das zwischen nahezu horizontalen Conglomeratschichten liegende Steinkohlenflötz hat

keine bedeutende Mächtigkeit, aber eine um so grössere Ausdehnung, und ist, bei dem Umstande, dass es nahe an der Oberfläche liegt, leicht auszubeuten. Es reicht bis ans Meer, wo die Steinkohlenschichte an dem mauerähnlich abstürzenden hohen Ufer, an ihrer dunklen Farbe schon aus der Ferne zu erkennen ist. Diesem Umstande ist, in dem geologisch noch wenig erforschten Lande, die so frühzeitige Entdeckung des Kohlenlagers zu verdanken. Auf dem Wege nach Victoria hatten wir einen 1—4 Seemeilen breiten Canal zwischen der Vancouver-Insel und der deren Ostküste begleitenden Inselgruppe zu passiren, wo stellenweise eine so heftige Strömung herrscht, dass nur Dampfschiffe die Durchfahrt wagen dürfen. Ich habe Aehnliches an keinem anderen Orte gesehen. Erst um 8 Uhr Abends legte unser Schiff an einem der Werfte von Victoria an, wo wir die „Oregon“ zur Abfahrt nach San Francisco bereit antrafen. Vaudrey und Craveri, welche kein Interesse hatten, fernere 14 Tage in Victoria zu verbringen, benützten diese Gelegenheit, um sogleich nach Californien zurückzukehren, während ich mich entschloss, noch da zu bleiben, um die geogr. Lage des Ortes und die magnetischen Elemente zu bestimmen. Ich quartirte mich wieder in dem Hotel de France ein, das nun schon etwas wohnlicher aussah, als zur Zeit meiner ersten Anwesenheit.

In der nächstfolgenden Woche lernte ich Victoria von der unvortheilhaftesten Seite kennen, indem es fast unaufhörlich regnete und stürmte, und die Gassen wegen des abscheulichen Kothes, kaum zu betreten waren, während noch immer über die Art der einzuführenden Pflasterung debattirt wurde. Dabei war es namentlich in den frühen Morgenstunden so kalt, dass ich, zwischen den dünnen Bretterwänden meines engen Zimmers, welche den Wind von allen Seiten durchliessen, Mühe hatte, mich zu erwärmen. Mein Schlafgemach war so klein, dass das ebenso schmale als kurze Bett dessen ganze Länge vom Fenster bis zur Thüre einnahm, und neben demselben nur ein schmaler Raum, wo kaum ein Stuhl Platz hatte, übrig blieb. Ich war daher gezwungen, den grössten Theil des Tages im Speisesaal zuzubringen, wo doch Tische vorhanden waren. Erst nach Ablauf einer vollen Woche, liess sich die Sonne wieder sehen. Ich begann nun ungesäumt meine astronomischen Arbeiten, wozu ich in der Nähe des Gast-

hauses auf einem ausgedehnten Rasenplatze mit weiter Aussicht auf das Meer und den Olymp, einen sehr geeigneten Platz fand. Erst nachdem ich damit fertig geworden, fing ich an, mich in der Umgebung umzusehen. Da die Insel zum grössten Theile noch fast unbekannt ist, keine Wege in's Innere führen, und das Weiterkommen wegen des überall den Boden bedeckenden dichten Unterholzes und wegen der Schwierigkeit der Verpflegung, sehr mühsam ist, beschränkten sich meine Ausflüge nur auf kleinere Entfernungen, wie nach dem nahen Bacon Hill, einem schönen Aussichtspunkte am Meere, nach der ungefähr 1 geogr. Meile vom Ufer entfernten, der Hudsonsbai-Gesellschaft gehörigen Meierei, und nach Esquimalt-Harbor (Eskimohafen). Letzgenannter Ort liegt an einer Meeresbucht, südlich von Victoria, etwas mehr als 1 geogr. Meile davon entfernt. Auf dem durch den Wald führenden Karrenwege gelangte ich in einer Stunde dahin. Vor Kurzem stand hier allein ein Marinespital. In jüngster Zeit hat sich aber in dessen Nähe eine kleine Gruppe von Holzhütten und Zelten gebildet, welche durch das Emporblühen von Victoria wahrscheinlich gleichfalls an Bedeutung gewinnen wird, indem tief gehende Schiffe, welche die Barre des Hafens von Victoria nicht passiren können, hier einen guten und sicheren Ankergrund finden. So viel man von den umherziehenden Indianern erfahren kann, ist das Innere der Insel durchaus dicht bewaldet und stellenweise gut bewässert. In einigen Thälern sollen sich Seen von ansehnlicher Grösse befinden. Eine hohe, mehrfach verzweigte Gebirgskette, deren höchste Spitzen wohl mehr als 5000 Füss erreichen, zieht sich der Länge nach durch die ganze Insel. Es ist darum zu vermuthen, dass nur ein kleiner Theil des Landes zum Anbau geeignet sein dürfte. In der zweiten Octoberwoche war der Donati'sche Komet, der damals in seinem vollen Glanze erschien, ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Am schönsten zeigte er sich in den Nächten des 5. und 6., wo sich sein Kopf, nahe bei α Bootis befand.

Gerade als mir der ungesellige Aufenthalt in Victoria lästig zu werden anfang, kamen fast gleichzeitig drei Dampfschiffe von S. Francisco an, und bald kündigte auch der „Hunt“ seine Abfahrt an. Mit diesem Schiffe wollte anfangs Niemand fahren, da es, in Folge seines Baues, nur zur Flussschifffahrt bestimmt, keine stürmische See auszuhalten vermochte. Demungeachtet verschaffte

ihm die abnorme Herabsetzung des Fahrpreises eine ungeheure Menge Passagiere, meistens rückkehrende Goldwäscher, die schlechte Geschäfte gemacht hatten. Ehe ich Victoria verliess, hatte ich noch Schwierigkeiten, mir das zur Rückfahrt nöthige Geld zu verschaffen, blos aus dem Grunde, weil unter den Kaufleuten Niemand 50 Dollars entbehren konnte, und mir mit Goldstaub, den ich hätte haben können, nicht gedient war. Aus dieser Verlegenheit befreite mich endlich der Secretär des Gouverneurs, der mich an die Hudsonsbai-Compagnie wies, worauf ich am 8. October an Bord der „Pacific“, die Rückreise nach San Francisco antrat.

Ich schliesse mein Tagebuch mit einigen geographischen und historischen Notizen über British-Columbia.

Die westlich vom Felsengebirge gelegenen englischen Besitzungen umfassen das Festland von British-Columbia, nebst einer beträchtlichen Anzahl Inseln, worunter die grosse Insel Quadra oder Vancouver und die Eilande des Königin-Charlotte-Archipels die bedeutendsten sind. Im Norden bilden die Flüsse Simpson und Finlay, wovon der erstere sich nahe dem 54. Breitengrade in den stillen Ocean ergiesst, der andere dagegen, nachdem er das Felsengebirge durchbrochen hat, dem Athabaska zuströmt, die Grenze gegen das ehemalige Russisch-Amerika, das seit Kurzem unter dem Namen „Gebiet von Alaschka“ den Vereinigten Staaten einverleibt ist. Im Süden wird das Festland von Br. Columbia durch den 49. Grad nördlicher Breite von den Vereinigten Staaten geschieden.

Ueber die Felsenberge führen einige Pässe nach Osten, worunter der unter 54° n. Br. befindliche Nordpass der bekannteste und zugleich derjenige ist, auf welchem die Felsenberge zuerst von weissen Männern überschritten wurden. Zwei weithin sichtbare, zu den höchsten Bergen des nordamerikanischen Continentes gehörende, erloschene Vulcane, der Mt. Hooker und der Mt. Brown, bilden dazu das Eingangsthor. Keiner der Pässe ist weniger als 4000 Fuss hoch.

Hinsichtlich der Naturbeschaffenheit, ist Br. Columbien seinem südlichen Nachbarlande, dem Washington-Gebiete, sehr ähnlich; nur ist es gebirgiger, indem die Felsenberge und die Cascadenkette, gegen Norden, hin einander näher rücken, und sich in mehrere Zweige theilen.

Die ebenen Waldblößen, dort Prairien genannt, welche von den Einwanderern vorzugsweise aufgesucht werden, sind darum in weit geringerer Ausdehnung, als im Washington-Gebiete vorhanden. Dagegen ist der Waldwuchs ein sehr üppiger und reicht der Wald weiter gegen Osten, als am unteren Columbia. Die Küste zeichnet sich vor derjenigen der südlicher gelegenen Länder durch eine reiche Gliederung aus, und erinnert hierin an die Fjordenbildung des Chiloe-Archipels und der scandinavischen Halbinsel.

Ausser den beiden genannten Grenzflüssen, hat das Land nur zwei bedeutendere Ströme aufzuweisen, den Columbia und den Fraser, wovon jedoch ersterer nur in seinem wegen der häufigen Stromschnellen für die Schifffahrt fast bedeutungslosen Oberlaufe, dem britischen Gebiete angehört. Der grösste Theil, der zwischen dem 43. und 52. Breitengrade vom Westabhange des Felsengebirges herabfliessenden Wassermasse sammelt sich in vier grossen Wasseradern, dem Columbia, dem Kutanie, dem Clarke und dem Lewis- oder Schlangenflusse, aus deren Vereinigung der Columbia oder Oregon entsteht. Die beiden letztgenannten Flüsse liegen ausserhalb der Grenzen Br. Columbiens. Der den Namen des Hauptstromes tragende Zufluss hat seinen Ursprung in einem kleinen See im Felsengebirge in der Nähe des 50. Breitengrades, fliesst anfangs, dem Zuge des Gebirges parallel, in nordwestlicher Richtung, wendet sich unter 52° n. Br. westwärts, dann bei der Station Boat Encampement südwärts, und behält diese Richtung bis unterhalb Ft. Colville (48° 34'). Bei Dalles de Mort wird er zwischen senkrechten Felswänden auf eine geringe Breite eingeengt, worauf er sich wieder ausbreitet, mehrere Seen bildet, und nahe der amerikanischen Grenze, den ihm von Osten her zuströmenden Kutanie aufnimmt. Unter den aus Br. Columbia kommenden Zuflüssen verdient noch der Okanagan, der Ausfluss des Sees gleichen Namens, Erwähnung. Der Fraser kommt aus einigen kleinen Seen auf dem Kamme des Felsengebirges, deren einer, der Cranberrysee nur einige hundert Schritte von einem andern See, dem Ursprunge des in der Nähe des Polarkreises unter dem Namen Mackenzie sich in das Eismeer ergiessenden Athabaskafusses entfernt ist. Wie der Columbia, folgt er anfangs dem Kamme der Felsenberge, biegt sich etwas oberhalb

des 54. Grades nach Süden herum, und nimmt in seinem Laufe bis zum 50. Grade eine Menge wasserreicher Zuflüsse auf. Die meisten derselben kommen aus Seen, womit das Land zwischen dem Felsen- und dem Cascadegebirge gleichsam besät ist. Seine Ufer sind im Allgemeinen besser bewaldet als das Land am oberen Columbia. Zwischen 50° und 51° n. Br. vereinigt er sich mit seinem grössten Nebenflusse, dem ihm aus dem Shushwapsee zuströmenden Thompson, durch dessen Quellenbäche er vielleicht mit dem Columbia zusammenhängt. Zwischen der Vereinigungsstelle, welche den Namen „Great Forks“ führt, und Ft. Hope, ist die Schiffbarkeit mehrmals durch gefährliche Stromschnellen unterbrochen. Nachdem aber der Strom den Engpass des Cascadegebirges durchbrochen hat, nimmt sein Gefäll bedeutend ab; er dehnt sich nun zu einer Breite von 100 Klafter und darüber aus, wird für Seeschiffe fahrbar und ergiesst sich 1½ geogr. Meilen nördlich vom 49. Grade in den Golf von Georgien. An der Mündungsstelle wird er durch eine Sandbank in zwei Arme gespalten.

Bekanntlich zeichnen sich die Westküsten vor den Ostküsten im Allgemeinen durch ein milderes Klima aus. Besonders auffallend zeigt sich diess in Nordamerika, wo die atlantische Küste zwischen 60 und 30 Grad n. Br., alle mittleren Jahrestemperaturen von — 3° bis + 19° R. aufzuweisen hat, während an der Westküste in dieser Breitenausdehnung, die Jahrestemperatur nur zwischen + 5° und + 16° schwankt. Auch hinsichtlich der Sommer- und Wintertemperaturen zeigt sich der Westen vor dem Osten bevorzugt. Im östlichen Amerika findet der Getreidebau wegen unzureichender Sommerwärme schon unter 50° n. Br. seine nördliche Grenze; im Westen reicht diese Grenze bis über den 60. Grad hinaus. Zu Quebeck (47° 42') ist der Winter kälter als in Petersburg; zu Sitka hingegen (57° 2'), im Gebiete Alaschka das nördlicher als Moskau liegt, sinkt die mittlere Wintertemperatur noch nicht bis auf den Gefrierpunkt herab. An der Küste und auf den Inseln herrschen ähnliche klimatische Verhältnisse wie in England, mit dem Unterschiede, dass die Sommer trockener sind. Im Gebirgslande zwischen den Felsenbergen und der Cascadekette ist das Klima selbstverständlich rauher. Es wird zwar bis

zur Nordgrenze etwas Feldbau getrieben; aber die Ernten missrathen nicht selten in Folge starker Sommerfröste.

Unter den bisher wenig ausgebeuteten Mineralschätzen des Landes, nehmen Gold und Kohlen den ersten Rang ein. Ersteres findet sich allenthalben am Fraser und dessen Nebenflüssen, im angeschwemmten Sande.

Die Kohlenregion scheint sich über den ganzen Küstensaum des Golfs von Georgien und des Pugetsundes auszudehnen. In neuerer Zeit hat man auch Eisen und Kupfer gefunden.

Wie schon bemerkt wurde, ist der grössere Theil des Landes dicht bewaldet. Der Waldcharakter ist derselbe wie im Washingtongebiete; nur ist das Laubholz seltener, und werden jene Baumriesen, welche am unteren Columbia und in Californien die Bewunderung aller Reisenden hervorrufen, minder häufig angetroffen. Der Handel mit Bauholz wird wohl in der Folge die wichtigste Einnahmequelle des Landes bilden. Die columbischen Masten sind ein besonders geschätzter Artikel.

Die Thierwelt ist nahezu die nämliche wie im Osten der Felsenberge. Diesem Gebirge eigenthümlich ist das Dickhorn (bighorn), eine dem Muflou verwandte Schafart, die Bergziege (*capra americana*), welche den Steinbock vertritt und die an Grösse dem Damhirsche gleichende Gabelgemse (*Antilope furcifer*). In den Wäldern findet sich, nebst einer kleinen Hirschart (*Cervus macrotis*), daselbst Reh genannt, der durch sein stark entwickeltes Geweih ausgezeichnete Elk (*C. strongyloceros*), nicht aber der Elennirsch, das Moose der Amerikaner, der auf die Ostseite beschränkt ist. Ausserdem beherbergen Wald und Prairie eine Menge Thiere, die ihres Pelzes wegen gejagt werden, als: Bären, rothe und graue Füchse, Luchse, Marder, Wiesel, Stinkthiere, Eichhörnchen. An den Flüssen und Seen sind Moschusratten und Fischottern häufig; der Biber fängt aber in Folge der eifrigen Verfolgung, die er wegen seines kostbaren Pelzes erfährt, selbst in diesem noch wenig von Weissen betretenen Lande, bereits an, selten zu werden. Bären sind namentlich im Gebirge häufig. Es kommen deren drei Arten vor: der auch in Europa lebende braune, der kleinere schwarze und der graue (*Ursus ferox*). Letzterer ist der grösste aller Landbären und übertrifft an Körpermasse sogar den Eisbären, indem er 12 — 13 Centner schwer wird. Sein Fell ist

nicht grau, sondern braun. Die Haare haben aber weisse Spitzen, wodurch es grau erscheint. Obgleich dieser Bär ungeritzt den Menschen nicht angreift, und auch im erwachsenen Zustande nicht auf Bäume klettert, wird er doch, seiner Stärke wegen, so sehr gefürchtet, dass ein einzelner Jäger es nicht leicht wagt, ihn anzugreifen. Die Küste und die benachbarten Inseln sind der Fundort der grossen Seeotter (*lutra lutris*), eines unserer Fischotter ähnlichen, aber weit grösseren, etwa 3 Fuss langen Thieres, welches von allen Thieren des Landes das kostbarste Pelzwerk liefert. Dasselbe bildet einen wichtigen Exportartikel, der zum grössten Theile nach China verschifft wird. An der Küste sind auch Robben (Seehunde und Seebären) häufig. Nicht minder reichlich als die pelztragenden Thiere, ist das Federwild vorhanden. An der felsigen Meeresküste leben Millionen von Seevögeln, als: Alke, Pelikane, Taucher, Tölpel, Möven etc. und die Seen im Inneren wimmeln von Enten, Gänsen, Wasserhühnern, Schnepfen und anderen Wasser- und Sumpfvögeln. Im westlichen Theile des Landes ist die Familie der Waldhühner durch mehrere, den europäischen ähnliche Arten vertreten. Die Gewässer des Pugetsundes sind eine äusserst ergiebige Quelle des Fischfanges. Namentlich findet sich daselbst der Lachs, welcher sich um die Laichzeit in die Flüsse begibt, und im Columbia und Fraser weit landeinwärts vordringt. Er bildet die Hauptnahrung der Eingeborenen. An den Küsten der Vancouver-Insel wird auch der Häringsfang mit grossem Erfolge getrieben.

Bis zum Beginne unseres Jahrhunderts war Br. Columbien nur von Indianern bewohnt, die in eine Unzahl verschiedene Stämme zerfallen. Mit Rücksicht auf Sprachverwandtschaft und gewisse natürliche Grenzen, welche von den nomadischen Bewohnern nicht überschritten werden, unterscheiden die amerikanischen Geografen in Br.-Columbia drei grosse Volksstämme. Im Norden des Landes wohnen die Takellis oder Carriers, ein Jägervolk vom Stamme der ostwärts bis in die Nähe der Hudsonsbai sich ausdehnenden Athabaskas. Südlich von ihnen leben die über einen grossen Theil des Columbia-Gebietes verbreiteten Selisch. Zu ihnen gehören: Die Shushwaps am Fraser, die Flachköpfe (Flatheads) zwischen dem Fraser und oberen Columbia, die Kutanis am Kutanie und oberen Columbien, die Chinooks am Pugetsunde und

andere das Washingtongebiet und Oregon bewohnende Gruppen. Alle diese Stämme stehen auf einer tiefen Stufe physischer und geistiger Entwicklung, und sind darum weit weniger, als ihre östlich von den Felsenbergen wohnenden Brüder, geeignet, dem Vordringen der weissen Bevölkerung Widerstand zu leisten. Obgleich sie, in Folge ihrer ärmlichen Lebensweise, viel an Gicht und Lungensucht leidet, und man unter ihnen häufig wahre Jammergestalten antrifft, theilen sie doch mit ihren Stammverwandten das Privilegium, Haare und Zähne bis an ihr Lebensende zu erhalten. Ihr straff herabhängendes glänzend schwarzes Haar wird niemals grau und behält seine Fülle bis in's höchste Alter. Sehr vortheilhaft zeichnen sich vor den Festlandsbewohnern die Wakasch aus, deren Gebiet die Vancouver-Insel und einen schmalen Küstenstrich am Golfe von Georgien umfasst. Sie erinnern durch ihre kleine, aber breitschulterige und kräftige Gestalt und das runde Gesicht mit den kleinen Augen einigermaßen an die Eskimos, mit welchen sie auch Manches in der Lebensweise gemein haben. Im Gegensatz zu den übrigen Indianerstämmen sind sie arbeitsam und erfreuen sich in Folge dessen eines gewissen Wohlstandes. Sie haben feste Wohnsitze und leben nicht in armseligen Wigwams, sondern in grossen, aus Brettern und Balken erbauten Barracken. In ihren, viele Klafter langen Kähnen wagen sie sich oft weit in die See hinaus, und entwickeln bei dem Wallfischfange eine bewundernswerthe Kühnheit und Geschicklichkeit. Ihre wichtigste Erwerbsquelle ist die Lachs- und Häringsfischerei.

Obleich alle nordamerikanischen Idiome in ihrem grammatischen Bau eine gewisse Uebereinstimmung zeigen, welche auf einen gemeinsamen Ursprung hinweist, weichen doch die Sprachen der hier genannten Stämme in den Lauten so sehr von einander ab, dass man sie als scharf geschiedene Sprachen betrachten muss. Unter den Selisch sind, durch deren Zersplitterung in viele unter einander nur in geringem Verkehre stehende Gruppen, im Laufe der Zeit zahlreiche, oft nur über eine kleine Seelenzahl sich erstreckende Dialecte entstanden, so dass hier, namentlich am unteren Columbia, ein wahres Babel herrscht. Das Bedürfniss der Verständigung mit den weissen Pelzhändlern hat hier, in dem kurzen Zeitraume von dreissig Jahren, eine neue, im Lande unter

dem Namen „Jargon“ bekannte Sprache geschaffen, welche gegenwärtig von allen Beamten der Pelzcompagnien und den mit ihnen verkehrenden Indianern gesprochen wird. Es ist ein barbarisches Gemisch dem Französischen, Englischen, dem Chinook und dem Nootka (der Wakaschsprache) entlehnter Wörter. Der grössere Theil derselben ist dem Chinook, wonach die Sprache zuweilen benannt wird, entnommen. In Ft. Vancouver und dessen nächster Umgebung ist der Jargon gegenwärtig Landessprache. Bei der raschen Zunahme der weissen Bevölkerung dürfte diese Sprache eben so schnell als sie entstanden ist, wieder verschwinden und der immer mehr sich geltend machenden englischen Platz machen.

Die Seelenzahl der Br.-Columbia bewohnenden Indianer wird auf 50.000 geschätzt, was mit Rücksicht auf den mehr als 10.000 geogr. Quadratmeilen umfassenden Flächeninhalt eine sehr geringe Bevölkerungsdichtigkeit ergibt. Eine viel zahlreichere Bevölkerung könnte das Land, bei der Lebensweise der Indianer, nicht ernähren. Anders verhält es sich auf der Ostseite der Felsengebirge, wo der Bison in ungeheuren Heerden die weit ausgedehnten Steppen bedeckt. Der Bison ist ein leicht zu erlegendes Wild, und durch seine grosse Fleischmasse und sein heerdenweises Vorkommen geeignet, eine grosse Menschenmenge zu ernähren. Man kann daher wol sagen, dass der Büffel und der nordamerikanische Indianer zusammengehörige Geschöpfe seien, und dass letzterer ohne ersteren nicht gedeihen könne. In der That findet man heutzutage jenen edleren indianischen Typus, welchen Cooper so treffend, wenn auch mit einiger poetischen Ausschmückung, zu schildern weiss, nur mehr unter den Büffeljägern.

Das Festland von Britisch-Columbia wurde früher als die südlich daran grenzenden, gegenwärtig blühenden Länder, von weissen Männern betreten, indem schon in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts, Agenten der Nordwestcompagnie den Nordpass überschritten und im J. 1806, unter 56° n. Br., Ft. Fraser die erste Niederlassung westlich von den Felsenbergen, gründeten. Während aber am unteren Columbia, seit den vierziger Jahren, die weisse Bevölkerung rasch anwuchs, und das Land sich mit Farms und Ortschaften bedeckte, war in Br.-Columbia, bis zum Jahre 1858, gar kein Fortschritt bemerkbar. Die Handelsposten

der seit 1821 mit der Nordwestcompagnie zu Einem Körper verschmolzenen Hudsonsbai-Gesellschaft mehrten sich zwar, und unter ihrem Schutze entstanden einige kleine Niederlassungen, die aber bei dem Umstande, dass die Ansiedler, meistens quiescirte Beamte der Hudsonsbai-Compagnie, im Dienste dieser Gesellschaft, die Sitten der Indianer angenommen hatten und halb verwildert waren, immer unbedeutend blieben. Ueberhaupt fehlte die wichtigste Bedingung eines raschen Emporblühens, die Einwanderung aus der Fremde. Dies war natürlich, da man sich im Auslande, ja selbst in England, von dem Lande eine ganz falsche Vorstellung machte, und es als eine Art Sibirien betrachtete. Die Hudsonsbai-Gesellschaft fühlte sich nicht berufen, diesen Irrthum zu zerstören, indem es nicht in ihrem Interesse lag, dass Columbia sich in eine blühende Colonie verwandle. Sie hatte erst vor Kurzem am unteren Columbia die Erfahrung gemacht, wie wenig sich die fortschreitende Cultur mit dem Gedeihen des Pelzhandels verträgt. Hiezu bemerke ich, dass diese Gesellschaft nicht in allen Theilen des ungeheuren, mit ihren Factoreien bedeckten Gebietes (über 100,000 geogr. Quadr.-Meilen) die nämlichen Rechte besass. Nur das das ganze Stromgebiet der Hudsonsbai umfassende Rupertsland war ihr, kraft einer im Jahre 1699 von König Karl II. ausgestellten Schenkungsurkunde auf ewige Zeiten als Eigenthum zuerkannt. Aber schon gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts wurden von ihr die Grenzen dieses Gebietes überschritten. Um auch im fernen Westen keinen Concurrenten aufkommen zu lassen, liess sich die Compagnie von der englischen Regierung für jene Länder, ein ausschliessliches Handelsprivilegium ertheilen, das ihr stets nur für eine bestimmte Reihe von Jahren verliehen, aber nach Ablauf des festgesetzten Termines wieder erneuert wurde. Es traf sich nun so, dass die zuletzt bewilligte Privilegiumsverlängerung auf der Vancouver-Insel und dem Festlande von Br.-Columbien mit dem Jahre 1859 zu Ende ging. Höchst wahrscheinlich hätte der stagnirende Zustand Br.-Columbiens noch länger fortgedauert, wäre nicht durch die Entdeckung reicher Goldlager am Fraser ein unerwarteter Umschwung bewirkt worden.

Schon im Frühjahr 1856 wurden am ebenen Fraser, etwas oberhalb der Einmündung des Thompsan, im angeschwemmten Lande, Spuren von Gold gefunden.

Da aber die Bewohner jener Gegend im Goldwaschen unerfahren waren, auch keine dazu gehörigen Apparate besaßen, blieb diese Entdeckung längere Zeit ohne Folgen. Als endlich die Kunde davon über die amerikanische Grenze drang, begaben sich einige Abenteurer aus Oregon in die Gegend der Great Forks, und fingen daselbst an Gold zu waschen, was von den umwohnenden Couteau-Indianern bald nachgeahmt wurde. Als im Frühjahr 1858 mehr Goldgräber ins Land kamen, hörte das gute Einvernehmen mit den Eingebornen auf. Die Indianer nahmen den neuen Ankömmlingen ihre Werkzeuge und erklärten, sich jeder ferneren Einwanderung widersetzen zu wollen. Die Einwanderer strömten jedoch bald in solchen Schaaren herbei, dass von einem Widerstande keine Rede sein konnte. Der damalige Gouverneur, Sir Douglas, gerieth durch diese Vorgänge in eine unangenehme Lage. Von der Besorgniß erfüllt, die Ueberschwemmung des Landes mit amerikanischen Bürgern könnte in den Vereinigten Staaten Anxionsgelüste erwecken, bat er seine Regierung, sie möge ihm Verstärkungen an Land- und Seetruppen zur Verfügung stellen, um in der Lage zu sein, der Auswanderung nöthigenfalls Widerstand zu leisten. Diese Befürchtung schien nicht gänzlich unbegründet, da in der Erwerbung des Washingtongebietes bereits ein Präcedenzfall verlag. Die englische Regierung ging aber auf dieses Ansuchen nicht ein, und befahl dem Gouverneur, nur Sorge zu tragen, dass der Friede nicht gestört werde, die hiezu zu ergreifenden Massregeln völlig seinem Ermessen überlassend. Die Einwanderung ging indessen fort. Anfangs fand dieselbe zu Lande durch das Gebiet des ebenen Columbia, statt. Im Sommer 1858 aber wurden zwischen S. Francisco und dem Fraser Dampferlinien errichtet, worauf die Einwanderung bald colossale Dimensionen annahm. Die im Solde der Dampfschiff-Gesellschaften und einigen Speculanten stehende californische Presse verbreitete über den Goldreichtum Br.-Columbiens die unglaublichsten Gerüchte, und erzeugte dadurch unter den leichtgläubigen Goldgräbern eine fieberhafte Aufregung (Fraser river Excitement), die man mit eigenen Augen gesehen haben musste, um sich davon eine richtige Vorstellung machen zu können. Aus allen Theilen Californiens strömten sie nach S. Francisco, wo die Schiffe die zahlreichen Reisenden kaum fassen konnten.

An Ort und Stelle angelangt, fanden sich allerdings Viele bitter enttäuscht. Nicht nur entsprach die Geldausbeute nicht ihren übertriebenen Erwartungen; sondern sie hatten in der Wildniss, auch von den Eingeborenen und von dem vergleichsweise rauhen Klima manche Unbill zu erdulden. Im Goldlande gab es keine andere Verkehrsstrasse als den, wegen seiner zahlreichen Stromschnellen nur unter grossen Gefahren zu befahrenden Fraser, in dessen Fluthen Hunderte ihren Tod fanden. An Gold fehlte es wohl nicht; aber die Leute hatten oft nichts zu essen. In richtiger Voraussicht dieser Umstände, hätte der Gouverneur am liebsten die Einwanderung gehemmt. Da er aber hierzu nicht autorisirt war, musste er sich zunächst mit Einführung einer Taxe begnügen, welche von Jedermann, bei dem Ueberschreiten der Grenze, entrichtet werden musste. Sie betrug anfangs $2\frac{1}{2}$ Dollars, wurde aber später auf das Doppelte erhöht. Diese Massregel rief unter den californischen Einwanderern grosse Entrüstung hervor, obgleich sie nur zu ihrem Besten getroffen war; denn der Gouverneur verwendete die eingegangenen Gelder zum Ankaufe von Vorräthen, welche er, als am oberen Fraser das Elend am ärgsten geworden, um billige Preise verkaufte. Es war diess das einzige Mittel, die Goldwäscher vor den unverschämten Erpressungen der in ihrer Nähe angesiedelten Händler zu schützen.

Bei dem Herannahen der kalten Jahreszeit, begann, abermals zum grossen Nutzen der Dampfschiffgesellschaften, die Rückwanderung. Nur Wenige, lauter erfahrene Goldwäscher, deren Arbeiten von glänzendem Erfolge gekrönt waren, entschlossen sich, den Winter in dem unwirthlichen Lande zu verbringen, um in der Lage zu sein, mit Beginn des Frühlings, ihr Werk fortzusetzen. Ohne Zweifel wird sich die Ein- und Auswanderung noch mehrmals wiederholen; denn so viel ist gewiss, dass die Ufer und das Bett des Fraser eine hinreichende Menge Goldes bergen, um einige Jahren mit Erfolg bearbeitet zu werden. Die künftige Bedeutung Br=Columbiens als Goldland hängt aber von der Entdeckung ausgedehnterer Goldfelder, sogenannter dry diggings, ab, für deren Vorhandensein im nördlichen Theile des Landes manche Anzeichen sprechen.

Wie in Californien, sind, trotz des reichlichen Vorkommens des Goldes, nur von wenigen Goldwäschern ansehnliche Vermögen

erworben worden. Um so mehr gewinnen dabei die Kaufleute, welche die Goldwäscher mit Lebensmitteln, Kleidern etc. versehen,

Auch die ferneren Folgen der Goldentdeckung dürften die nämlichen sein, wie in Californien. Gleichviel, ob die Erwartungen hinsichtlich der noch zu entdeckenden Goldfelder sich erfüllen oder nicht, wird die zu diesem Zwecke angestellte Durchforschung des Landes, für dasselbe von bleibendem Nutzen sein. Die nur vom Goldgewinne angelockten Abenteurer werden sich allmählig verlieren, und einer sesshaften, Ackerbau, Viehzucht und Holzhandel treibenden Bevölkerung Platz machen.

In Anbetracht der allseitig gegen die Bedrückungen der Hudsonsbai-Gesellschaft erhobenen Klagen, wurde deren Handelsprivilegium im J. 1859 nicht wieder erneuert, und das Land zu einer Colonie der Regierung erklärt. Im J. 1871 ward Br. Columbien, auf den Wunsch der Bevölkerung, politisch mit der Dominion of Canada vereinigt. Neu-Westminster, eine neue, erst im J. 1860 nahe der Frassermündung an seinem rechten Ufer gegründete Stadt, ist gegenwärtig die Hauptstadt. Die bedeutendste Stadt des Landes aber steht an der Stelle des ehemaligen Zeltlagers nächst Ft. Langley.

Das indianische Sprichwort: „Der Kornsäer ist der Tod des Fleischessers,“ wird sich auch in Britisch-Columbien bewähren. Dass der Nomade dem sesshaften Bewohner weichen muss, liegt in der Natur der Sache, und es ist unrichtig, zu behaupten, dass an dem Verschwinden der Indianer hauptsächlich die Rücksichtslosigkeit der weissen Bevölkerung Schuld trage. Die Weissen lassen sich gewöhnlich an solchen Orten nieder, wo sie keine Indianer antreffen. Wird die Niederlassung in der Folge einmal von einer Horde besucht, so entspinnt sich anfangs meistens ein freundschaftlicher Verkehr, und werden Vereinbarungen getroffen, worin die Indianer sich verpflichten, die weissen Ansiedler nicht zu beunruhigen. Wenn sich das Land später mit Farms und Ortschaften bedeckt, grosse Waldstrecken gelichtet werden, die Flüsse sich mit Dampfern bevölkern, wird es den Indianern wohl klar, dass durch die Ausbreitung der Weissen, ihre Jagd und Fischerei leidet, und ihnen die Gefahr droht, allmählig auf die unwirthlichsten Gegenden eingeschränkt zu werden, wo sie, aus Mangel an Subsistenzmitteln, schliesslich elend zu Grunde gehen müssen. Dann ist es aber gewöhnlich schon zu spät, um die inzwischen mächtig

gewordenen Weissen mit Erfolg anzugreifen, was um so weniger angeht, als die ewigen Fehden der indianischen Stämme unter einander ein gemeinsames Vorgehen unmöglich machen. Sie rächen sich nun an den Bleichgesichtern, indem sie Wehrlose überfallen und schonungslos niedermetzeln. Wenn der Farmer, von seiner Arbeit heimkehrend, sein Haus niedergebrannt und in dessen Trümmern die engestellten Leichen seiner grausam gemordeten Angehörigen findet, ist es da zu verwundern, wenn er die Büchse zur Hand nimmt, sich in den Wald schleicht, und jeden Indianer, dessen er ansichtig wird, wie ein wildes Thier, niederschiesst? Derlei öfter sich wiederholende Vorfälle geben dem zwischen den beiden Rassen entbrannten Hasse fortwährend neue Nahrung.

Die Theilnahme, welche das Aussterben der Indianer in Europa erregt, schwindet, wenn man sie näher kennen gelernt. Wer sie nur im friedlichen Verkehr gesehen hat, ahnt nicht, welche teuflische Bosheit in diesen scheinbar stumpsinnigen und harmlosen Menschen schlummert. Obgleich man dem Indianer gewisse ritterliche Eigenschaften nicht absprechen kann, und namentlich seine Todesverachtung, seine ausserordentliche Geduld im Unglücke und die Standhaftigkeit, womit er, in Feindesland gerathen, die über ihn verhängten Martern bis zum letzten Athemzuge seiner Peiniger spottend, erträgt, unsere Bewunderung verdienen, besitzt er doch nicht einen Charakterzug, der den Menschen lebenswürdig macht. Sein verschlossenes, trübsinniges Wesen wirkt abstossend und gestattet keine Annäherung. Auch ist er in der Regel ein schlechter Familienvater, der alle harten Arbeiten dem Weibe aufbürdet und sich um die Seinen so wenig kümmert, dass er sie nicht selten, aus blosser Faulheit, dem Hungertode preisgibt. Nur Zorn und Hass vermögen ihn aus der trägen Ruhe, worin er den grössten Theil seines Lebens verträumt, aufzurütteln.

Nur wenige Stämme haben bisher aus freiem Entschlusse die Sitten der Weissen angenommen und feste Wohnsitze gegründet. Diese zahmen Indianer sterben nicht aus, verlieren aber gewöhnlich bald ihren nationalen Typus, und sind, nach wenigen Generationen, vollständig amerikanisirt. Diess scheint zu beweisen, dass das eigenthümliche Wesen der Rothhäute weit weniger auf angeborener Anlage, als auf Erziehung und Lebensweise beruht.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen des naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark](#)

Jahr/Year: 1875

Band/Volume: [12](#)

Autor(en)/Author(s): Friesach Carl

Artikel/Article: [Ein Ausflug nach Britisch - Columbien im Jahre 1858 54-106](#)